



Nicht umsonst gelebt Gerotranszendenz weitet Blick

ESW-Wortsaat
Informationsbrief
Nr. 79/1-2015
Ausgabe
Juni



Jahreslosung 2015:
Nehmt einander an, wie Christus
euch angenommen hat zu Gottes Lob.
Römer 15,7



Liebe Leserinnen und liebe Leser,

„Ein Koffer voller Erinnerungen“: So lautet der Titel eines in diesem Heft vorgestellten Buches. Wir haben viele in unserem fortgeschrittenen Leben. Hoffentlich viele Gute. Im erwähnten Buch sind es friedliche Begebenheiten. Denn die Kurzgeschichten sind auch für Demente gedacht und sollen diese nicht verstören.

Psychologen sagen, wir schleppen auch einen Rucksack voller Probleme mit uns herum. Die können wir nicht so ohne weiteres abwerfen. Doch wenn nicht im Alter: Wenn dann sonst ist der Zeitpunkt gekommen, mit belastenden Erlebnissen fertig zu werden, Traumata aufzuarbeiten. Dazu gehören Verzeihen, Dankbarkeit, Versöhnung, Einsatz für die Jüngeren und Ausblick auf das beschwerdelose Gottesreich, in das wir als Christinnen und Christen eingehen dürfe.

Mit solchen Haltungen von Überwindung, Güte und Weitung des Blickes gelangen wir zu dem, was die Alterswissenschaftler Gerotranszendenz nennen. Früher umschrieb man solch gütiges Tun und solch versöhnliches Umschauen mit Abgeklärtheit und Weisheit. Darin erscheint vieles von dem, was wir erdulden mussten, aufgehoben in einem höheren Gesamtplan, der auf Liebe, Versöhnung und Harmonie baut. Dies ist dann ein Weg auch zum Motto des in diesen Tagen in Stuttgart stattfindenden Deutschen Evangelischen Kirchentags „...damit wir klug werden“, an dem sich unser Evangelisches Seniorenwerk wieder beteiligt.

Auf förderliche Begegnungen hofft mit Ihnen

Ihr



Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Hohe Hürden

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 8 Nicht umsonst gelebt
- 11 Stützende Pflege-Oasen
- 14 Danke fürs Mitmachen
- 15 Keine Einsamkeit beim Sterben
- 17 Zuschlag für Palliativhilfe im Heim
- 17 Runter von den Schulden

Aktuelle Seniorenthemen

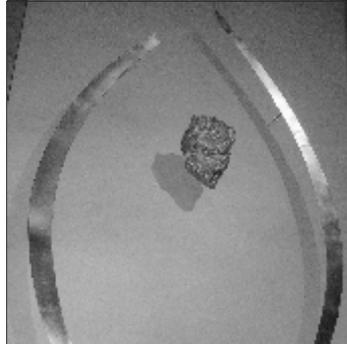
- 18 Zeit und Zukunft teilen
- 20 Heil und Liebe als Lebenssinn
- 24 Fragment mit wertvollen Teilen

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

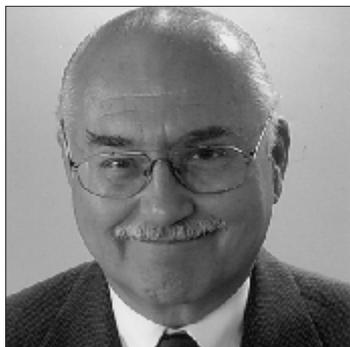
- 26 Nicht vorstellbare Verbrechen
- 32 Ein Strauß von Ideen
- 34 Vertrauen in die Zukunft
- 35 Erfahrenes weiter geben
- 36 Zeit-Besitzer als Taktgeber
- 37 Nagende Angst verneinen
- 37 Ins Diakonissenhaus
- 38 Mit Jüngeren die Zukunft verantworten
- 42 Kampf dem stillen Hunger

Hinweise und Mitteilungen

- 44 Für Sie gelesen
- 45 Drei Heilige, drei Gewalten
- 46 Deutscher Evangelischer Kirchentag
- 47 Impressum



Andacht von
Dekan i. R.
Berthold Gscheidle
Kaiserslautern



Jahreslosung 2015: Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat, zu Gottes Lob.

Römer 15,7

Einklang mit den anderen Die Jahreslosung mitten in der Stadt erlebt

Zu uns dringen all die Geräusche einer Hauptverkehrsstraße, aber Gott sei Dank nicht der befürchtete Radau der rechten Szene. Die Erleichterung konnte man an den Minen der Honoratioren der Stadt ablesen. Eine ungestörte Gedenkstunde zum 70. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 durch die Rote Armee konnten wir begehen. Alle waren tief beeindruckt von kurzen eigenständigen Beiträgen von Schülern wie „Wir haben gelernt und wir haben begriffen und wir treten aus voller Überzeugung dafür ein: Kein Mensch darf diskriminiert, ausgestoßen, benachteiligt, zum Schweigen gebracht werden wegen seiner religiösen Überzeugung, wegen seiner Hautfarbe, wegen seiner Herkunft, wegen seiner sexuellen Orientierung oder wegen seiner politischen Überzeugung. Wir alle sind Menschenkinder, ob Jude, Moslem oder Christ oder welcher Couleur auch immer.“

Dann sprach ein alter jüdischer Mitbürger, dessen Familie das Naziregime nicht überlebt hatte, ein hebräisches Gebet. Die meisten in der Versammlung hatten die Hände gefaltet. Nach jedem Gebetsabschnitt sprach er „aschirah lejawäh“: Ich will Gott loben. Darauf antworteten zuerst wenige, dann immer mehr: Amen. Da war für mich die Jahreslosung hautnah präsent, dieses Wort des Apostel Paulus, das man sich nicht oft genug immer wieder sagen sollte: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat, zu Gottes Lob“.

Sie war für mich in zweifacher Hinsicht präsent: Einmal als Dauerthema meiner christlichen Gemeinde und für mein persönliches Leben. Und dann als Hinweis, wie wir Christen in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, als Streithähne oder als versöhnte Geschwister?

Rücksicht statt Eigensinn

Sturer Eigensinn oder rücksichtsvolles Miteinander: So könnte man das Römerbrief-Kapitel 15, in dem die Jahreslosung steht, zusammen fassen. Freilich fällt Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom nicht mit der Tür ins Haus. Zuvor behandelt er so zentrale Glaubenthemen wie: Wie werde ich vor Gott gerecht? Was bedeutet die Taufe für einen Christen? Wer ist der Heilige Geist? Wie gehen Christen mit der Verheißung Gottes an das Volk Israel um? Wie verhalten sich Christen gegenüber den politischen Machthabern? Wie sollen Christen miteinander und in der Gesellschaft leben?

Bei Letzterem senkten in Rom viele beschämt ihren Kopf! Ob es bei uns anders wäre? Christen und Juden zankten miteinander. Und dazu gab es mächtig Stunk zwischen den so genannten Judenchristen, also getauften Juden, und Heidenchristen, also getauften Nichtjuden. Der ganze Zoff gab ein beschämendes Bild ab für die Beteiligten. Um Ruhe zu haben, verwies Kaiser Claudius im Jahre 49 die Synagogengemeinde aus der Stadt. Dazu gehörten auch Aquila und Priscilla, bei denen Paulus in Korinth unterkam (Apostelgeschichte 18,2).

Beschränken wir uns auf die christliche Gemeinde, dann gab es kein Problem damit, modern

gesprachen einen Wortgottesdienst miteinander zu feiern. Aber gemeinsam um einen Tisch zu sitzen oder gar das Abendmahl zu feiern, da gab es Vorbehalte von allen Seiten. Die einen forderten: Man muss alle jüdischen Speisegebote einhalten, darf nur koscher essen und die Sabbatgebote sind zu beachten. Für die Heidenchristen brauchte dies alles nicht zu gelten. „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken“, mahnte der Apostel. Es kommt darauf an, was dem Frieden um Christi willen dient. Rücksichtnahme aus Liebe ist geboten und nicht gegenseitige Provokation. Die Tischgemeinschaft darf nicht gefährdet werden. Weder damals noch heute, da Katholiken und Protestanten sich noch immer nicht miteinander um den Tisch des Herrn versammeln.

So nahm Christus an
Dennoch: Es gilt, einander anzunehmen wie Christus uns angenommen hat. Und so nimmt Christus an. Sie alle kennen mannigfaltige Beispiele aus den Evangelien: Da sitzt der kleine Zöllner Zachäus, dieser kleine Betrüger, auf dem Baum in Jericho. Jesus kehrt ein in sein Haus. Zachäus bereut und macht seinen Schaden mehrfach gut. Und als alle die Ehebrecherin verurteilen, spricht Jesus: Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein! Und alle gehen beschämt nach Hause.

Wie könnte man schöner und treffender all die Kranken, Behinderten und Notleidenden, die sich Jesus entgegenstrecken, darstellen, als Rembrandt das in seinem Hundertguldenblatt gezeichnet hat. Wir haben Petrus vor Augen, als der Hahn dreimal kräht, und den Thomas, dem das Glauben so schwer fällt. Nicht zu vergessen sind die Söhne des Zebedäus, die den besten Platz im Himmel anstreben. All sie nimmt der Herr an, tröstet und heilt sie und zielt mit all dem darauf, dass sie glauben und in sich die Gewissheit aufnehmen: Du bist ein von Gott mit dem Leben beschenkter Mensch und von ihm geliebter Mensch. Das gilt, was immer auch geschieht. Das gilt auch über den Tod hinaus. Das gilt unabhängig von dem, was Du in deinem Leben

hinkriegst oder auch nicht. Ablesen kannst du es an Christus, dem für uns gestorbenen und auferstandenen Herren, in dessen Geschick Du mit deiner Taufe einbezogen bist.

So nehmt einander an: Die anderen annehmen zu Gottes Lob, in unserem Umkreis, unserer Familie, unseren Gemeinden, den unterschiedlichen Konfessionen, das ist nötig. Die anderen annehmen in der Gesellschaft, also vorbehaltlos annehmen die bunte Vielfalt der so unterschiedlichen Menschen aus aller Herren Länder. Nicht krampfhaft und mit heimlichen Vorbehalten, sondern zu Gottes Lob, wie es das jüdische Gebet formuliert „aschirah lejawah“: Ich will Gott loben. Schließlich ist doch jeder Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen. Wie gut, dass das Grundgesetz diesen Gedanken aufnehmend formuliert: Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Lasst uns Christen, unsere Gemeinden und Kirchen das einbringen zu Gottes Lob in das gesellschaftliche Miteinander, in eine multikulturelle und oft spannungsreiche Gesellschaft, vor deren Toren die um ihr Leben zitternden Flüchtlinge stehen. Nehmt einander an, wo es um das Ringen um eine gerechte Sozialpolitik und den fälligen Ausgleich zwischen Arm und Reich und Alt und Jung geht.

Mit dem Ratsvorsitzenden der EKD Heinrich Bedford-Strohm bleibt festzuhalten: Die Jahreslosung ist wie ein Wegweiser für ein erfülltes Leben im Einklang mit Gott, im Einklang mit den anderen und im Einklang mit einem selbst. Christus ist die Quelle dafür, er, der bei uns ist im Leben wie im Sterben. In dem die Liebe ihre Kraft entfaltet. Von dem uns nichts trennen kann.

Wenn an Gott glauben bedeutet,
von ihm in der dritten Person
reden zu können, glaube ich
nicht an Gott. Wenn an ihn
glauben bedeutet, zu ihm reden
zu können, glaube ich an Gott.

Martin Buber

Hohe Hürden Opas Abenteuer in der neuen Universitätsbibliothek von Wolfgang Prietsch, Berlin

Viele ältere Menschen erleben beim Umgang mit unserem elektronisch geleiteten Leben die Gültigkeit des Schiller-Wortes „Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt“. So erheitert uns unser Berliner Mitarbeiter Wolfgang Prietsch mit seinem anekdotischen Erlebnisbericht von seiner barrieregetränkten Literatur-Recherche in der Humboldt-Universität. Hohe Hürden der Alltags-Tücke galt es zu überwinden. Folgen wir ihm mit seiner dem Gegenstand angemessenen alltagssprachlichen Wortwahl.

Im Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität wollte ich aus einem Jahrbuch mal schnell eine Kopie anfertigen. Von der Straße kommt man in die gewaltig lange Lobby der Bibliothek. Bereits dort traf ich auf eine große Anzahl von Studentinnen und Studenten, deren Altersdurchschnitt dürfte 25 Jahre betragen haben.

Zunächst ging ich zum Empfangsschalter, um einen neuen Leser-Ausweis zu beantragen. Dort bekam ich gleich einen kleinen Schreck: „Wo ist ihr alter Bibliotheksausweis von vor sechs Jahren?“, fragte die Bearbeiterin. „Den habe ich nicht mehr gefunden, wohl verbummelt“, war meine kleinlaute Antwort. „Macht nichts“, sagte sie, „das kostet nur sechs Euro Gebühr!“ Und schon fertigte sie mir einen neuen Bibliotheksausweis aus.

Da ich nun schon im eigentlichen Bibliotheksbereich war (im dicken Mantel, draußen war es winterlich kalt bei minus 18 Grad), bin ich - eigentlich verbotener Weise - mit Mantel per pedes drei Treppen hoch zur Regalreihe GN gestiegen, fand auch gleich den Signaturbereich 2100-2200. Leider waren aber nur die Jahrgänge bis Band XIII da, nicht der gesuchte Band XIV.

Eine junge Studentin riet mir zur Nachfrage am Schalter „Recherche/Suche/Ermittlungen“ im Erdgeschoss. Ich also wieder runter. Dort gab sich eine ältere Bibliothekarin richtig Mühe, den derzeitigen Standort meines Bandes zu finden, der aber eigentlich auch nach ihrer Ansicht dort sein müsste, wo ich gesucht habe. Nach drei Tagen erfuhr ich, dass das Buch jetzt am richtigen Platz steht.

Nun fuhr ich wieder hin, wollte mit jetzt gültigem Ausweis gleich in die Bibliothek (so schnell mal mit Mantel, wie man das etwa in der Amerika-Gedenkbibliothek ohne weiteres machen kann). Ging aber nicht! Erst Mantel abgeben! „Da gehen Sie den langen Gang entlang, dann die Treppen in den Keller runter, dann sehen Sie schon“, sagte mir ein Student. Dort kam ich in einen sehr großen Raum mit Wandschränken, an denen verschiedene kleine Schlösser hingen. Alles war belegt, aber auch ein offener Schrank hätte mir nichts genützt, ich hatte ja natürlich kein Schloss mitgebracht.

Freundlicher Hinweis einer ganz netten Studentin: „Es gibt hier irgendwo (aber wo?) auch Fächer, die man ohne Schloss belegen kann, fragen Sie mal am Eingang!“ Ich trabte also die Treppen wieder hoch (immer noch im warmen Mantel, durch die gut geheizten Räume), und fragte erneut nach. „Ja, da müssen Sie sich vor der Mantelabgabe in der Cafeteria eine Service-Karte gegen Geld leihen“.

In der Cafeteria standen viele Studentinnen und Studenten. Schön warm dort im Wintermantel! Für 1,55 Euro erwarb ich eine Service-Karte. „Die Garderobenfächer ohne Schloss befinden sich im Gang rechts hinten“ ruft mir jemand nach. Ich also wieder los, nach wenigen Metern ruft er mir hinterher: „Sie müssen aber die Service-Karte erst aktivieren, hinten am Automat neben dem Feuerlöscher“. Der Automat war schnell gefunden. An ihm befand sich eine Vorrichtung, in die man die Karte reinstecken muss. Was man danach machen soll, steht aber nirgends. Da half mir wieder eine freundliche Studentin. Dann, mir

war inzwischen richtig heiß, lief ich wieder Treppchen für Treppchen hinab in den Garderobenraum. Dort sind Fächer mit Druckknöpfen, nur noch einige waren frei, ich fand aber ein offenes Fach. „Keinesfalls Mantel nur reinlegen ins Fach, und mit der Hand den Knopf zudrücken: Dann haben Sie ein Problem (Öffnung des Faches nur durch Bibliothekspersonal möglich, dauert aber etwas)“, erfuhr ich von den jungen Leuten. „Sie müssen den Knopf mit der Service-Karte zudrücken, damit übernimmt die Karte den Code des Faches, was zum späteren Öffnen unabdingbar ist“. Ein Glück, dass die jungen Leute hier sind, dachte ich.

So, jetzt endlich rein in die Bibliothek, wieder drei Treppen hoch, aber jetzt leger ohne Schwitz-Mantel. Und... Staunen: Buch war da! Jetzt kopieren, ich suchte also ein Kopiergerät. Gefunden! Dort standen zwei Studentinnen beim Kopieren. Freundliche Frage der einen an mich: „Haben Sie viel zu kopieren? Bei uns dauert es nämlich lange“. „Nein, nur ein Blatt“. „Na, dann können Sie natürlich gleich mal ran“. Ich legte also mein Buch auf die Aufnahme­fläche und fragte, wo man das Geld einwerfen muss. Lächeln! „Geht hier so nicht, Sie müssen Ihre Service-Karte einführen“. Prima, die hatte ich ja! Eingeführt, es kam bloß keine Kopie! Es stellte sich heraus, dass meine 1,55 Euro-Aufladung nur für die Garderobe reicht, für weitere Arbeiten muss man mehr aufladen. Was jetzt? Wieder Treppen runter? Wieder anstellen in der Cafeteria? Die freundliche Studentin hatte echt Mitleid mit so einem Opa. Aber es ging immer noch nicht! Es war nämlich, welche Tücke, inzwischen grade das Papier verbraucht, wir mussten zu einem anderen Kopierer gehen. Hier half mir wieder die junge Studentin sofort mit ihrer Karte, und sie wollte nicht mal mein Kleingeld annehmen! Selten war ich so erleichtert, als ich die Kopie in den Händen hatte und sogar meinen Mantel durch Anlegen der Service-Karte an den Knopf des Faches wieder heraus bekam, und, nach nochmaligem Anstehen am Kaffeeschalter, auch mein Pfandgeld von 1,55 Euro wieder zurück bekam.

Was würden Leute im späten Rentenalter wohl machen, wenn ihnen nicht die mit der modernen Kommunikationstechnik und der heutigen Recherchepraxis einschließlich der zugehörigen äußeren Umstände bestens vertrauten jungen Leute freundlich zur Seite stehen würden?

Im Stillen schickte ich gedanklich einen herzlichen Dank an meine Enkel­tochter los, die mir immer wieder bei der für die Teil­nahme am gesellschaftlichen Leben erforderlichen Arbeit mit modernen Kommunikationsmitteln aktiv helfen.

Hinweis: Die vorstehende Erzählung wurde beim vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ausgeschriebenen Schreib- und Kreativ-Wettbewerbs für das Wissenschaftsjahr 2013 „Die demografische Chance - so wollen wir zusammen leben“ mit einem zweiten Preis ausgezeichnet.



Erst einmal Zugang bekommen: Bücherregale einer Bibliothek.
Foto: Kurt Witterstätter

Nicht umsonst gelebt Gerotranszendenz eröffnet kosmisch-universelle Gotteswelt

von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Das Alter scheint unüberwindbare Aufgaben für uns bereit zu halten: Wie mutig und gefasst wir auch den auf uns zu kommenden Einschränkungen begegnen, am Ende steht dennoch der Tod. Sind letztlich alle Alters-Potenziale, die die Gerontologen der Alterswissenschaften beschwören, dann doch umsonst? Wenn schon, so hält uns die Gero-Transzendenz, die besondere Fähigkeit, im Alter über unsere Lebenskreise hinaus zu schauen, eine Perspektive für ein Danach in jenseitigen Sphären offen. Wir wollen diesen gerotranszendentalen Spalt hier öffnen und entsprechende Zeugnisse von besonders theologisch gebildeten alten Menschen wie Hans Küng, Karl Barth, Jörg Zink und Fulbert Steffensky dazu hören.

Die Aufgaben im Alter bestehen in folgendem: Zum einen mit körperlichen Einschränkungen und mit dem Nachlassen der Sinnesorgane zu leben. Sodann haben sehr viele ältere Menschen den Rest ihres Lebens mit personalen Verlusten zu Ende zu leben. Denn selten sterben alte Ehepaare gleichzeitig; vielmehr überlebt der eine den anderen Partner. Auch mit der Aufgabe der beruflichen Position ist klar zu kommen. Die damit verbundene Anerkennung schwindet mit der Pensionierung mehr und mehr. Schließlich ist mit der Vorstellung des baldigen Verlöschtens der persönlichen Identität fertig zu werden. Was bleibt von mir, wenn ich gestorben bin? Das ist die selten positiv zu beantwortende Frage am Ende des Lebens.

Mögliche Sinnfindung

Und dennoch gibt es für das brüchige Selbstbild im Alter angesichts von Krankheit, Selbststän-

digkeitsverlusten und Bedeutungsabnahme Möglichkeiten der Sinnfindung. Diese Sinnfindung kann in folgendem bestehen:

- Dankbar dafür zu sein, was noch da ist und was noch geht,
- froh zu sein über jene Mitmenschen, die noch da sind,
- zu sehen, dass es anderen womöglich noch schlechter geht und
- sich bewusst zu werden, dass wir einzelne Erdenmenschen im Universum ein Nichts sind.

Für den katholischen Theologen Hans Küng besteht im Geist Christi der Güte und des Verzeihens, des das Wohl des Nächsten Im-Auge-Behaltens „kein Zweifel, dass diese geistige Antriebskraft meine lebensfreundliche Spiritualität geformt hat. Und es ist mir ein Trost, dass diese Geisteskraft mit zunehmendem Alter nicht notwendigerweise abnimmt, sondern im Alter sogar noch stärker werden kann. Ja, sie vermag in jeder neuen Lebensperiode immer wieder neu Lebenssinn, Lebensenergie und Lebensfreude zu geben. Sie zeigt mir ja letztlich einen letzten Sinnhorizont und eine letzte Zielbestimmung auf, so dass wir nicht nur das Positive unseres Lebens, sondern auch das Negative zu tragen vermögen“ (aus: „Was ich glaube“, S. 227).

Im Alter vollziehen sich also ein Werden von sich selbst und ein Kommen zu sich selbst. Andere Horizonte werden aufgebaut. Der alte Mensch begreift sich als Teil des Humanvermögens. Er vermag nun, sich in anderen, zeit-übergreifenden, ja kosmischen Zusammenhängen zu betrachten.

Blick für das Ganze

So sieht der Schwede Lars Tornstam in der Gerotranszendenz die Möglichkeit eines Wechsels von unserer rational-kausalen und materialistischen Welt in eine spirituell zu erlebende, kosmisch-universale und immaterielle Welt. In diese uns während unseres Lebensaufbaues als junge und erwachsene Menschen noch weitgehend verschlossen bleibende, „jenseitige“ Welt

von Lebenskampf und Existenzfortschritt können wir über fünf Verhaltensweisen gelangen. Diese gerotranszendenten Haltungen bestehen in folgendem:

- Einer versöhnlichen Haltung unseren Nahestehenden und Lebens-Mitakteuren gegenüber (1),
- einem sich selbst verleugnenden und auch entschuldigenden Absehen vom eigenen Ego (2),
- einer sozialen Wendung zum Du (3),
- einem generativen Einsatz für Angehörige - nachfolgender Generationen (4) und
- einem mich Eingebunden-Fühlen in neue, meine bisherige Wahrnehmungsfähigkeiten übersteigende Wirklichkeiten (5).

Der führende deutsche Gerontologe Andreas Kruse fasst solche Bestrebungen in seiner Schrift „Alternde Gesellschaft – eine Bedrohung?“ folgendermaßen zusammen (Seite 27): „Im hohen Alter schließlich verbindet Vertrauen eine Vergangenheits- mit einer über die eigene Existenz hinausweisenden Zukunftsperspektive: Die Biografie kann trotz der Fragmente angenommen, die Endlichkeit verarbeitet, das eigene Leben in einen umfassenderen Kontext eingeordnet werden“.

Alles wird neu

Das bedeutet dann folgendes: Bislang für unumstößlich gehaltene Normen und Verhaltensregeln mögen überdacht und relativiert werden; so ver-söhnen wir uns mit unseren Mitmenschen (1). Wir sehen eigene, früher gemachte Fehler ein; so verlieren wir unsere Ich-Zentrierung (2). Wir geben oberflächliche Kontakte auf zugunsten sozialen Engagements im konkreten, eigenen Umfeld; das ermöglicht die Richtung auf das Du (3). Wir beschäftigen uns mit den Grundlagen der Schöpfung unserer Welt; so setzen wir uns für die uns Nachfolgenden ein (4). Wir weiten den Blick für uns bislang nicht bekannte Dimensionen von Unendlichkeit und Ewigkeit; so transzendieren wir (5).



Offene Bogen: Mit der Auferstehung schließt Wolf Spitzers Ausstellung „Passion Christi“ im Speyerer Dom in den geöffneten Mandorla-Bögen Foto: Kurt Witterstätter

Gelingt solche Neuausrichtung in unseren letzten Tagen und Jahren? Dürfen wir mit dem schwärmerischen Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 – 1803) am Ende unserer Tage die Gewissheit haben: „O glaube, du warst nicht umsonst geboren! Hast nicht umsonst gelebt, gelitten!“, die Gustav Mahler zur Grundlage seiner Auferstehungssinfonie machte? Befragen wir dazu Wissenschaftler am Ende ihres Lebens, die dies alles lange durchdacht haben, und wir werden erstaunliche Zeugnisse für solche Gerotranszendenz finden.

Hans Küng: Dimension Unendlich

Der inzwischen 86jährige schweizerische katholische Theologe Hans Küng hat in seinem als 81jähriger geschriebenen Bändchen „Was ich glaube“ zur kosmischen Dimension geäußert (Seite 147 ff.): „Nun gibt es – wir sind an der Steilwand angekommen – sehr verschiedene Möglichkeiten des Transzendierens, des Überschreitens der sinnlichen, empirischen Erfahrungswelt, die alle auf ein vernünftiges Vertrauen hinauslaufen. Verschiedene Zugänge zur Transzendenz, zur übersinnlichen, metaempirischen Wirklichkeit, zu ihrem großen Geheimnis, das wir Gott nennen....Der physikalische Raum wird seit dem griechischen Mathematiker Euklid im vierten vorchristlichen Jahrhundert als dreidimensional (in Länge, Breite und Höhe) definiert. Seit Albert Einsteins Relativitätstheorie zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber wird er als vierdimensionaler Zeit-Raum oder Raum-Zeit – die Zeit mit dem Raum vereinigt – verstanden. Das ist keine rein mathematische Konstruktion wie die Viele-Welt-Spekulationen, sondern ein neues Weltmodell, das durch Messungen und Raumfahrt bestätigt wurde, jedoch als vierdimensionale Größe nicht real darstellbar ist....Die Frage stellt sich, ob es nicht vielleicht doch so etwas wie eine reale Dimension Unendlich geben könnte, die in allen Dingen präsent ist, wenngleich sie sich, wie der vierdimensionale Raum, nicht real und greifbar darstellen lässt, weil sie eine Realität jenseits von Raum und Zeit ist“.

Karl Barth: Eigene Wege der Jungen

Der große, 1968 als 82jähriger verstorbene dialektische Theologe Karl Barth kam von seinem Anders-Sein Gottes in seinem Briefwechsel mit Carl Zuckmayer für das Verhältnis zu jüngeren Menschen zu einer großzügig-toleranten Haltung. Er fordert in seinen „Lebensregeln für ältere Menschen im Verhältnis zu jüngeren“ Toleranz und Respekt von Eigenständigkeit: „1. Du sollst dir klar machen, dass die jüngeren, die verwandten oder sonst lieben Menschen beiderlei Geschlechts ihre Wege nach ihren eigenen (nicht deinen) Grundsätzen, Ideen und Gelüsten zu gehen, ihre eigenen Erfahrungen machen und

nach ihrer eigenen (nicht deiner) Fassung selig zu sein und zu werden das Recht haben. 2. Du sollst ihnen also weder mit deinem Vorbild noch mit deiner Altersweisheit, noch mit deiner Zuneigung, noch mit Wohltaten nach deinem Geschmack zu nahe treten. 3. Du sollst sie in keiner Weise an deine Person binden und dir verpflichten wollen. 4. Du sollst dich weder wundern noch gar ärgern und betrüben, wenn du merken musst, dass sie öfters keine oder nur wenig Zeit für dich haben, dass du sie, so gut du es mit ihnen meinen magst und so sicher du deiner Sache ihnen gegenüber zu sein denkst, gelegentlich störst und langweilst, und dass sie dann unbekümmert an dir und deinen Ratschlägen vorbei brausen. 5. Du sollst bei diesem ihrem Tun reumütig denken, dass du es in deinen jüngeren Jahren den damals älteren Herrschaften gegenüber vielleicht (wahrscheinlich) ganz ähnlich gehalten hast. 6. Du sollst also für jeden Beweis von echter Aufmerksamkeit und ernstlichem Vertrauen, der dir von ihrer Seite widerfahren mag, dankbar sein; du sollst aber solche Beweise von ihnen unter keinen Umständen erwarten oder gar verlangen. 7. Du sollst sie unter keinen Umständen fallen lassen. Sollst sie vielmehr, indem du sie freigibst, in heiterer Gelassenheit begleiten, im Vertrauen auf Gott auch ihnen das Beste zutrauen, sie unter allen Umständen lieb behalten und für sie beten“.

Jörg Zink: Am Ende Liebe

Das Verzeihen und die Dankbarkeit den Mitmenschen gegenüber stellt der Theologe Jörg Zink als 90jähriger am Ende seines Buches „Vom Geist des frühen Christentums“ (Seite 384) in den Vordergrund: „Ich bin ein alter Mann. Sozusagen in der letzten Runde. Vielleicht auch schon auf der Zielgeraden. Wie lebt man in diesem Alter, um noch ein wenig deutlicher das zu werden, was wir einen Christen nennen? Vielleicht so: Für alles danken. So vermeidet man die Bitterkeit. Verzeihen ohne Aufhebens davon zu machen. So gewinnt man immer mehr Raum. Immer weniger mit Gewalt oder Autorität tun und immer mehr mit Geduld. Immer weniger hassen und ablehnen. Sich an immer mehr mitfreuen. Immer weni-

ger fordern und immer weniger verweigern. Am Ende alle Grundsätze ablegen. Im Ernstfall genügt ein wenig Barmherzigkeit. Am Ende bleibt die achtsame Liebe“.

Fulbert Steffensky: Vergebung der Jungen
In seinem Selbstinterview aus Anlass seines 80. Geburtstags mahnte der bedeutende Theologe und Religionspädagoge Fulbert Steffensky die generative Verantwortung im Alter für die Schöpfung an. Er zieht folgende Bilanz (siehe auch den Beitrag „Fragment mit wertvollen Teilen“ in diesem Heft): „Was hinterlässt du deinen Nachkommen? Vielleicht einiges, was mir geglückt ist. Was mich schmerzt am Ende meines Lebens, sind die Lasten, die wir unseren Kindern vermachend. Wir setzen sie gefangen in den Bannkreis unseres Versagens und unserer Schuld. Die anderen sind dein Gerichtshof (Pascal Mercier). Wir sind der Gerichtshof unserer Kinder in dem, was wir ihnen verweigert und falsch gemacht haben. Sie müssen uns vergeben. Zu wissen, dass die Nachkommen uns vergeben müssen, ist die Voraussetzung dafür, gut mit ihnen zu leben“.

Stützende Pflege-Oasen Elisabethwerk Berlin schafft eigene Lebenswelten für Demente

Rund 1,5 Millionen Menschen sind nach Angaben der Deutschen Alzheimer Gesellschaft demenzkrank. Das Elisabeth Diakoniewerk in Berlin baut seine Pflege nach den Bedürfnissen Demenzkranker um. Und schafft so mehr Lebensqualität. In einem Bericht von Sarah Schneider erfahren wir etwas vom speziellen Konzept, das auf den Kompetenzen und Bedürfnissen der Bewohner fußt.

„Unser Ziel ist es, verschiedene Lebenswelten speziell für demenzkranke Menschen zu ent-

wickeln. Diese sind je nach Stadium der Demenzerkrankung an den Bedürfnissen der Menschen orientiert“, sagt Peter Molle, Einrichtungsleiter des Elisabeth Diakoniewerks in Berlin-Niederschönhausen. Dies umfasst sowohl das Pflegekonzept und die Mitarbeiterstruktur als auch die Raum-, Farb- und Lichtgestaltung in der jeweiligen Lebenswelt. „Im Mittelpunkt steht für uns die Frage: Was brauchen die demenzkranken Menschen in ihrer jeweiligen Situation? Was benötigen diejenigen, die ihren Alltag noch weitgehend selbstständig organisieren können? Wie unterstützen wir die Menschen am besten, die nur noch liegend am Leben teilnehmen können?“ Das Elisabeth Diakoniewerk ist eine Einrichtung der gemeinnützigen Stephanus Wohnen & Pflege GmbH, einer Tochtergesellschaft der Stephanus-Stiftung. Bislang bietet das Elisabeth Diakoniewerk klassische stationäre Altenpflege an: In verschiedenen Wohnbereichen werden Menschen mit und ohne Demenz zusammen gepflegt. Nur in einem Wohnbereich, der Arche, leben bereits jetzt ausschließlich demenzkranke Menschen. Dabei leiden rund 80 Prozent der Bewohner des Elisabeth Diakoniewerks an Demenz. Demenz beeinträchtigt die geistige Leistungsfähigkeit. Die Menschen verlieren nach und nach ihr Gedächtnis, ihre Sprache, die Orientierung und ihr Urteilsvermögen. Sie verlernen und vergessen Fähigkeiten und Kenntnisse, die sie im Laufe ihres Lebens erworben haben. Dadurch können demenzkranke Menschen ihr Leben zunehmend nicht mehr selbstständig führen, bis sie komplett auf fremde Hilfe angewiesen sind.

Gemischte Pflegeeinrichtungen oft keine Lösung. Etwa zwei Drittel der an Demenz erkrankten Menschen werden von Angehörigen zuhause gepflegt. Wenn dies nicht möglich ist, kommen die Menschen in eine Pflegeeinrichtung. Dort sind die Wohnbereiche, wie bislang auch im Elisabeth Diakoniewerk, größtenteils gemischt. Keine ideale Lösung – sowohl für die Bewohner als auch die Pflegekräfte.

Marco Hamann, Pfleger und Wohnbereichsleiter im Elisabeth Diakoniewerk, nennt ein Beispiel: „Neulich saßen drei unserer Bewohnerinnen

zusammen am Tisch zum Mittagsessen. Eine der Damen, die an Demenz erkrankt ist, holte ihr Gebiss aus dem Mund und legte es auf den Tisch. Da rümpften die beiden anderen die Nase und der Appetit war ihnen vergangen.“ Im Alltag benötigen demenzkranke Bewohner eine andere Pflege und mehr Zuwendung. Viele leiden unter Unruhe, dem Drang weg- oder umherzulaufen, sie sind ängstlich oder aggressiv. Pflegekräfte, die nicht speziell im Umgang mit demenzkranken Menschen geschult sind, sind damit häufig überfordert. „Irgendwann haben wir gemerkt, dass es so nicht mehr geht und wir uns auf die steigende Zahl demenzkranker Menschen und ihre Bedürfnisse ganz anders einstellen müssen“, sagt Pflegedienstleiterin Alexandra Bach.

Drei-Lebenswelten-Konzept

Vorbild für die Umstrukturierung im Elisabeth Diakoniewerk ist das sogenannte Drei-Welten-Modell, das um das Jahr 2000 vom Schweizer Gerontopsychiater Christoph Held entwickelt wurde. Held geht davon aus, dass sich die Lebenswelt demenziell erkrankter Menschen stetig verändert. Er teilt sie in drei Stufen ein: In Welt Eins, der Welt der kognitiven Erfolglosigkeit, sind die Menschen zunehmend antriebschwach und ziehen sich aus sozialen Kontakten zurück. Sie leiden bereits an Gedächtnisverlust, ihre Organisationsfähigkeit und ihr Urteilsvermögen sind eingeschränkt. Menschen in dieser ersten Lebenswelt verlieren beispielsweise häufig den Gesprächsleitfaden, ihnen fehlen die passenden Wörter, sie können Inhalte eines Gesprächs nicht mehr verstehen oder sinnvoll daran anknüpfen. Die Lebenswelt Zwei beschreibt Held als eine Welt der kognitiven Ziellosigkeit, in der die Menschen den größten Teil ihrer Alltagskompetenz bereits verloren haben und kaum noch abstrakt denken oder handeln können. Ihr Verhalten ist durch innere und äußere Impulse gesteuert. Zudem haben sie bereits massive Probleme, sich zu orientieren und Menschen, Orte oder Gegenstände zu erkennen. In dieser Lebenswelt zeigen viele Demenzkranke sogenanntes Wanderverhalten: Sie laufen ziellos und suchend umher. Häufig sind sie sehr unruhig und verängstigt.

Verbal können sie kaum noch kommunizieren. Schließlich gehen demenzkranke Menschen in die Lebenswelt Drei, die Welt der kognitiven Schutzlosigkeit, über. Sie können sich verbal gar nicht mehr verständigen und auch Gestik und Mimik können nur noch durch speziell geschultes Personal entschlüsselt werden. In diesem Stadium können die Menschen keine gezielten Bewegungen mehr ausführen oder ohne Hilfe von Pflegekräften ihre Position verändern. Auch wichtige Steuerungsprozesse des Körpers, wie Atmung und Stoffwechsel, sind durch den massiven Abbau im Gehirn zunehmend beeinträchtigt. Die Menschen im Stadium der Lebenswelt drei sind vollständig auf die Hilfe der Pflegekräfte angewiesen.

In Anlehnung an Held entwickelt das Elisabeth Diakoniewerk ein eigenes Konzept. Gemäß dem Drei-Welten-Modell wird es drei unterschiedliche Lebenswelten für Menschen mit Demenz geben: In der Schönholzer Heide leben Menschen mit einer beginnenden Demenz in Wohngruppen zusammen. Die Mitarbeitenden unterstützen sie darin, ihren Haushalt zu führen und den Alltag noch möglichst weitgehend selbständig zu gestalten. Dies ist Welt Eins.



Altenheime sind heute durchweg mehrgliedrige Einrichtungen mit Teilen für Bewohnerschaften unterschiedlicher Kompetenzen

Foto: Kurt Witterstätter

Die Lebenswelt Zwei wird auf Menschen ausgerichtet, deren Demenz schon weiter fortgeschritten ist und die Wanderverhalten zeigen, also un-

ruhig umher- oder wegläufen. So ermöglicht beispielsweise die dortige bauliche Gestaltung den Menschen, ihren Bewegungsdrang auszuleben: Auf Fluren und weiten Wegen können sie in einer Art Rechteck ohne Barrieren immer weiter umherwandern: Prinzipiell, ohne an ein Ende zu gelangen. Die Tagesstruktur ist wesentlich flexibler. Die Pflegekräfte sind speziell geschult, um trotz der nur noch sehr eingeschränkten verbalen Ausdrucksmöglichkeiten mit den demenzkranken Menschen kommunizieren und ihre Unruhe und Ängste lindern zu können.

Schmerzen lindern

In der Sonnenallee werden entsprechend der Lebenswelt Drei kleine Pflege-Oasen entstehen, in denen die Menschen, die nur noch liegend am Leben teilnehmen können, miteinander den Tag und die Nacht verbringen können. In dieser Lebenswelt ist die Pflegeintensität am größten, da die Menschen vollständig auf Hilfe angewiesen sind. Zudem geht es darum, Schmerzen zu lindern oder den Menschen angenehme Reize anzubieten, beispielsweise durch Musiktherapie. Bis die Wohnbereiche inklusive der Organisationsstruktur tatsächlich entsprechend der Lebenswelten umgestaltet sind, ist es jedoch ein langer Weg. „Wir haben bereits vor sechs Jahren in einer Denkwerkstatt erste Ideen entwickelt“, sagt Pflegedienstleiterin Alexandra Bach. Das Konzept wird indessen erst zum Jahreswechsel 2014/15 fertig sein. Dann folgen die ersten größeren baulichen Maßnahmen. „Es ist ein langwieriger Prozess, der nicht von heute auf morgen umzusetzen ist“, sagt Werner Futterlieb. Er begleitet das Projekt seit zwei Jahren als strategischer Berater.

Einbezogen sind sowohl die Leitungsebene als auch Mitarbeitende und Bewohner des Elisabeth Diakoniewerks. „Wir denken und arbeiten in diesem Projekt abseits der üblichen Hierarchien. So eine große Veränderung kann nur gelingen, wenn wir alle gemeinsam daran mitwirken, und wenn alle dahinter stehen“, sagt Einrichtungsleiter Peter Molle. Daher werden laufend Gespräche mit den Mitarbeitenden geführt, um sie entsprechend ihrer Qualifikationen und Wünsche den

späteren Lebenswelten zuzuordnen und bei Bedarf fortzubilden.

Bewohner im Mittelpunkt

Auch bei der Suche nach neuem Personal wird von vorne herein darauf geachtet, in welcher Lebenswelt später welcher Bedarf besteht, und wer dafür geeignet ist. „Nicht jeder möchte oder kann beispielsweise den ganzen Tag mit schwerst-demenzkranken Menschen arbeiten, hat dagegen jedoch vielleicht sehr viel Spaß daran, in der Lebenswelt Schönholzer Heide zu arbeiten und die Menschen darin zu unterstützen, ihren Alltag zu regeln“, sagt Wohnbereichsleiter Marco Hamann. Bereits jetzt, sagt Hamann, bemerke er, dass Mitarbeitende motivierter sind und Lust haben, daran mitzuwirken, sowohl die Pflege als auch ihre eigene Arbeitssituation zu verändern und zu verbessern.

Das Projekt ist für das Elisabeth Diakoniewerk eine große Herausforderung; die alltägliche Arbeit läuft schließlich ganz normal nebenher. Alle Beteiligten sind jedoch von der Notwendigkeit und dem Erfolg überzeugt. „Bereits die bisherige Arbeit hat viel in Gang gebracht und einen Perspektivwechsel ermöglicht“, sagt Projektberater Futterlieb. Das Konzept ist aus Sicht der Bewohner geschrieben und nicht mehr, wie viele klassische Pflegekonzepte, aus der Außenperspektive. Die Umstellung auf die Lebenswelten werde, so Einrichtungsleiter Molle, zu höherer Zufriedenheit aller führen. „Am wichtigsten ist uns dabei, dass wir demenzkranke Menschen optimal versorgen und möglichst individuell auf ihre Bedürfnisse eingehen können“, sagt Molle. In etwa drei bis vier Jahren, so schätzt der Einrichtungsleiter, wird das Konzept der Lebenswelten umgesetzt sein. Dann dürfte das Elisabeth Diakoniewerk eine der ersten Pflegeeinrichtungen in Deutschland sein, die eine derart spezifisch ausgerichtete Pflege anbietet und damit die demenzkranken Menschen selbst in den Mittelpunkt stellt.

Danke fürs Mitmachen Auswertung der Aktion Rettungspaket Pflege

Die Situation in der Altenpflege ist kritisch: Die Zahl der pflegebedürftigen Menschen steigt. Fachkräfte für die Pflege werden dringend gesucht, die Arbeit der Pflegekräfte wird jedoch zu wenig wertgeschätzt. Pflegenden Angehörige fühlen sich nicht ausreichend unterstützt. Die Pflege ist chronisch unterfinanziert. Immer wieder erreichten die Pressestelle der Diakonie Deutschland Klagen von Pflegeeinrichtungen über die negative und skandalisierende Darstellung der Altenpflege in den Medien. Insbesondere die Mitarbeitenden in der Pflege haben das Gefühl, dass sie den Kopf hinhalten müssen für eine jahrelange verfehlte Pflegepolitik.

Ziele

Ziel war es, an einem Tag bundesweit öffentlich auf die Pflege und die damit verbundenen Probleme aufmerksam zu machen und Mitarbeitenden, zu Pflegenden und Angehörigen Gehör zu verschaffen: In der Öffentlichkeit, in den Medien und bei der Politik. Zudem sollten möglichst viele der 3.500 diakonischen Anbieter von Altenpflege für den Aktionstag Altenpflege gewonnen werden.

Konzeption

Das Konzept für den Aktionstag Altenpflege wurde von einer Projektgruppe des Zentrums Kommunikation in Kooperation mit dem Zentrum Gesundheit, Rehabilitation und Pflege im Frühjahr 2013 erarbeitet. Die Verbildlichung „Wir fordern das Rettungspaket Altenpflege“ und das Layout der Kampagne wurden von einer Agentur entwickelt. Alle Altenpflegeheime und ambulanten Pflegedienste der Diakonie wurden aufgerufen, Forderungen der Mitarbeitenden, zu Pflegenden und Angehörigen auf Postkarten zu sammeln und am 12. Mai 2014, dem Internationalen Tag der Pflege, in einem symbolischen Rettungspa-

ket an den Bundesgesundheitsminister zu schicken. Zudem sollten vielfältige Aktionen auf öffentlichen Plätzen, vor Pflegeheimen oder Sozialstationen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und Medien auf den Aktionstag lenken. Erstmals sollten Social Media-Aktivitäten eine Themenkampagne der Diakonie unterstützen. Der Schwerpunkt lag auf Facebook, da die Diakonie Deutschland dort bereits mit einer Seite präsent ist. Die Pressestelle der Diakonie Deutschland hatte bei der Konzeption und Umsetzung die Federführung.

Umsetzung

Zur Gestaltung des Aktionstages wurden alle diakonischen Anbieter von Altenpflege mit einem kostenlosen Materialpaket ausgestattet. Eine 12-seitige Broschüre informierte über den Aktionstag Altenpflege und enthielt jede Menge Ideen zur Umsetzung: von der Musterpressemitteilung über die wichtigsten Daten und Fakten zur Pflege bis hin zu begleitenden Maßnahmen. Bestehende Netzwerke wurden für Informationsveranstaltungen genutzt. Regelmäßige Infomails mit dem Planungsstand wurden direkt an die Altenpflegeheime und ambulanten Dienste versandt.

Die Landesverbände der Diakonie veranstalteten zusätzlich vor Ort in eigener Regie Aktionen wie Protestzüge, Infostände und Podiumsdiskussionen. Es wurden Mauern aus (Rettungs-)Paketen gestapelt, Segel mit dem Aktions-Zeichen auf Schiffen gesetzt und Luftballons mit Postkarten mit Forderungen und Wünschen an die Politik in die Luft geschickt. Es wurden Menschenketten gebildet, es wurde mit Politikern diskutiert und in Fußgängerzonen über die Situation in der Pflege informiert.

Ein wirkungsvolles politisches Signal des Aktionstages war die Übergabe des ersten symbolischen Rettungspaketes durch den damaligen Diakonie-Präsidenten Johannes Stockmeier und Renate Gamp, Vorsitzende des Deutschen Evangelischen Verbandes für Altenarbeit und Pflege (DEVAP) an Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe.

Aktionstag Altenpflege

Diakonie-Facebook-Seite Facebook-Beiträge rund um das Thema Altenpflege sollten das Interesse bei jungen Menschen wecken. Der Posting-Plan sah daher neben Informationen zur Pflege (Daten, Fakten, Zahlen, Grafiken, Forderungen der Diakonie) auch „Entertainment“ vor: zum Beispiel Pflege aus der Sicht von Rappern oder Kabarettisten. Um das christliche Profil der Diakonie zu unterstreichen, wurde freitags ein Bibelzitat als Gruß ins Wochenende gepostet. Die Diakonie-Facebook-Seite entwickelte sich schnell zu einer innerverbandlichen interaktiven Austauschplattform. Seit dem Start der Aktivitäten am 17. März 2014 stiegen die Interaktionen und die zeitnahen Resonanzen stetig (erste „Likes“ innerhalb der ersten fünf Sekunden nach Veröffentlichung, eine Infografik zum Thema Pflege erreichte über 5.200 Menschen). Die große Resonanz vor allem auf Glaubensinhalte war überraschend.

Alle wichtigen Informationen zum Aktionstag standen auf der Aktionswebsite www.diakonie.de/aktionstag-altenpflege.html zur Verfügung. Dazu gehörten ein Downloadbereich für Druckvorlagen und Online-Banner, Zahlen und Fakten rund um das Thema Pflege, die Forderungen der Diakonie an die Politik, Kurzvideos sowie ein Video und eine Bildergalerie. Von Anfang Januar bis Ende Mai 2014 besuchten mehr als 16.000 Interessierte die Website.

Aktionsmaterial

Damit möglichst viele Altenpflegeheime und ambulanten Pflegedienste mit möglichst wenig Aufwand am Aktionstag teilnehmen konnten, erhielten sie automatisch ein Starterpaket mit Info-Flyern, Plakaten, Postkarten und Aufklebern. In der Pressestelle gingen rund 500 zusätzliche Materialbestellungen ein. Nachgefragt wurde das Material zum Aktionstag auch von Einrichtungen anderer Wohlfahrtsverbände, Kirchengemeinden, Superintendenturen. Insgesamt wurden 5.000 Starterpakete, über 500.000 Flyer, 550.000 Postkarten, 50.000 Plakate und 50.000 Aufkleber versandt.

Medienresonanz

Mindestens 1.000 Mal wurde über den Aktionstag Altenpflege der Diakonie in den Medien berichtet – in Print, Online, TV, Hörfunk und in den sozialen Medien. Viele Einrichtungen haben der Diakonie Deutschland zur Dokumentation Bilder und Berichte aus regionalen und lokalen Medien zugesandt und ihre Aktionen auf Facebook gepostet.

Auswertung der Postkarten

In der Bonner und Berliner Dienststelle des Bundesgesundheitsministeriums gingen nach dem Aktionstag am 12. Mai 2014 mehr als 100.000 Postkarten mit Wünschen und Forderungen ein. Die Postkarten wurden in der Pressestelle der Diakonie Deutschland nach repräsentativen Kriterien ausgewertet. Im Vordergrund standen Forderungen nach weniger Bürokratie und mehr Zeit für die Menschen, nach besserem Gehalt und mehr Personal, nach einer attraktiveren Ausbildung und mehr gesellschaftlicher Anerkennung des Pflegeberufes.

Keine Einsamkeit beim Sterben Diakonie gegen Beihilfe zum Beenden des Lebens

Die Selbsttötung des ehemaligen MDR-Intendanten Udo Reiter und der ärztlich begleitete Suizid der unheilbar erkrankten 29-jährigen Brittany Maynard in den USA haben in Deutschland die Diskussion über den assistierten Suizid angefangen. Im kommenden Jahr will der Bundestag eine gesetzliche Neuregelung für die Beihilfe zum Selbsttötung verabschieden. Nach geltendem Recht ist in Deutschland aktive Sterbehilfe, insbesondere die Tötung auf Verlangen, verboten. Nicht strafbar ist - bislang - die Beihilfe zum Suizid, auch in ihrer gewerblichen, gewinnorientierten sowie generell in organisierter Form.

Die Diakonie setzt sich für ein generelles Verbot organisierter Sterbehilfe ein. Ebenso plädiert sie für die Beibehaltung des Verbots einer ärztlichen Mitwirkung am Suizid und für die Stärkung der Hospiz- und Palliativversorgung. "Die meisten Menschen wollen zu Hause im Kreis von vertrauten Menschen sterben. Aber in der Realität sterben 90 Prozent der Menschen in Krankenhäusern oder stationären Pflegeeinrichtungen. Deshalb setzt sich die Diakonie dafür ein, dass jeder Mensch in der Sterbephase die erforderliche hospizliche Begleitung und palliative Versorgung erhält. Unabhängig von dem Ort, an dem er stirbt", sagt Diakonie-Präsident Ulrich Lilie anlässlich der morgigen Bundestagsdebatte. "Wir müssen zuerst der Angst vor einem Tod in Einsamkeit und Abhängigkeit, vor Schmerzen und Kontrollverlust am Lebensende mit einer hospizlich-palliativen Versorgung und Begleitung begegnen, welche die Würde der Sterbenden achtet."

Die Diakonie fordert eine flächendeckende ambulante und stationäre palliative Versorgung: "Wir alle brauchen in der Sterbephase Schutz, Begleitung und Unterstützung. Dies ist nicht allein eine Aufgabe der Familie, von Angehörigen und Freunden. Hier ist die Gesellschaft insgesamt gefordert. Wer die Würde des Menschen schützen will, muss das Leben schützen", bekräftigt Lilie. Neben den ambulanten Diensten müssten auch die Institutionen, in denen Menschen sterben, in der Lage sein, in der letzten Lebensphase eine würdevolle und individuelle Begleitung anbieten zu können.

Mit Blick auf die etwa eine Million Menschen, die in Deutschland in stationären Altenpflegeheimen oder ambulanten Pflegediensten arbeiten, fordert die Diakonie darüber hinaus, dass die Unterlassung lebenserhaltender Maßnahmen im Rahmen eines Therapieabbruchs oder -verzichts sowie die palliative Sedierung als Hilfe beim Sterben ausschließlich Aufgaben der Ärzte bleiben und nicht Pflegekräften übertragen werden können.

"Die letzte Wegstrecke im Leben eines jeden Menschen verdient besondere Aufmerksamkeit. Immer wenn ein Mensch in der Sterbephase eine intensive palliative Versorgung benötigt, muss diese im Hospiz, Zuhause oder in der Pflegeeinrichtung vorbehaltlos ermöglicht werden. Wir setzen uns dafür ein, dass Menschen würdevoll sterben und Angehörige und Pflegekräfte sterbende Menschen mit Zeit und Kompetenz begleiten können. Dies gehört zum Grundverständnis des christlichen Glaubens", betont Lilie.

Rund 3.000 diakonische ambulante und stationäre Einrichtungen der Altenhilfe und Pflege wie auch der Hospiz- und Palliativversorgung sorgen mit hauptberuflichen und freiwillig Engagierten um die besonderen Bedürfnisse hochbetagter, kranker und sterbender Menschen in ihrer letzten Lebensphase.

Die Position der Diakonie Deutschland zur aktuellen Debatte um die Beihilfe zur Selbsttötung finden Sie unter www.diakonie.de/grenzen-des-helfens-oder-hilfe-an-der-grenze-15702.html

Ihre Forderungen zur Stärkung der palliativen Versorgung hat die Diakonie im Diakonie Text "Finanzierung palliativ kompetenter Versorgung in stationären Pflegeeinrichtungen" veröffentlicht www.diakonie.de/08-2014-finanzierung-palliativ-kompetenter-versorgung-15746.html

Ein Interview mit der Theologin Astrid Giebel "Die Prävention muss dringend verstärkt werden!" finden Sie unter www.diakonie.de/nachgefragt-sterbehilfe-die-praevention-muss-dringend-gestaerkt-15727.html

Manchmal bricht mitten
am Tag wie ein Lichtstrahl
aus einer Wolke ein kleines
Glück über mich herein.

Tina Willms

Zuschlag für Palliativhilfe im Heim Positionspapier der Diakonie will Pflegekassen verpflichten

Die letzte Wegstrecke eines jeden Menschen verdient besondere Aufmerksamkeit. Deshalb setzt sich die Diakonie dafür ein, dass Sterbebegleitung und palliative Versorgung und Begleitung sterbender Menschen rechtlich und finanziell verbessert werden.

Die meisten Menschen wollen zu Hause im Kreis von vertrauten Menschen sterben. Das gilt auch für jene Menschen, die ihre letzte, oft recht kurze Lebensphase in einer stationären Pflegeeinrichtung erleben. Damit dies gelingt, ist eine weiterentwickelte Praxis der palliativen Kompetenz in den stationären Pflegeeinrichtungen erforderlich. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer aller Bewohnerinnen und Bewohner in stationären Pflegeeinrichtungen liegt zwischen 31 bis 36 Monaten. Innerhalb von zwölf Monaten versterben aber bereits zwischen 36 und 48 Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner, innerhalb von drei Monaten oft schon 25 Prozent. Studien kommen zu dem Schluss, dass die Bedeutung der Palliativversorgung enorm gestiegen ist und nicht mehr mit dem gleichen Personalschlüssel gesichert werden kann wie zu Zeiten der Einführung der Pflegeversicherung in den 1990er Jahren: Der aus den teilweise kurzen Aufenthaltsdauern von nur wenigen Tagen, Wochen oder Monaten resultierende Ressourcenaufwand in den stationären Einrichtungen kann auf der Grundlage dieser Erkenntnisse zweifelsfrei als enorm eingeschätzt werden.

Die Diakonie Deutschland spricht sich daher für einen personenbezogenen Vergütungszuschlag für jeden Tag aus, für den der Hausarzt einen individuellen Bedarf für „palliativ kompetente Versorgung“ bescheinigt. Der Vergütungszuschlag soll auf der Grundlage eines angemessenen Personalschlüssels berechnet und aus Mitteln der Pflegekassen an den Träger der Leistungser-

bringung gezahlt werden. Damit können in stationären Pflegeeinrichtungen zusätzliche Stellenanteile für Mitarbeitende finanziert werden, die mindestens über eine Palliative-Care-Weiterbildung verfügen.

Eine Projektgruppe bestehend aus Vertretern von Landes- und Fachverbänden, diakonischen Einrichtungen und der Diakonie Deutschland hat diesen Vorschlag als Positionspapier der Diakonie erarbeitet.

Runter von den Schulden BAGSO hilft mit neuer Broschüre

Viele Menschen geraten „unverschuldet“ in finanzielle Not, entweder weil sich ihr Einkommen auf einmal verringert oder weil plötzlich Kosten auf sie zukommen, mit denen sie nicht gerechnet haben. Gerade älteren Menschen fällt es dann häufig schwer, über ihre Geldsorgen zu sprechen und sich möglichst frühzeitig auch professionelle Hilfe, etwa in einer Schuldnerberatungsstelle, zu holen.

Vor diesem Hintergrund ist die neue Broschüre „Schuldenfrei im Alter“ entstanden, die von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, in Zusammenarbeit mit der Diakonie Deutschland und mit Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend herausgegeben wird. Die Broschüre enthält auf 92 Seiten zahlreiche Hinweise, wie man sich auf mögliche finanzielle Veränderungen, wie sie sich etwa beim Eintritt ins Rentenalter zeigen, vorbereiten kann. Außerdem gibt sie Informationen zur Besteuerung der Rente, zu möglichem Arbeitseinkommen neben der Rente sowie zu staatlichen Hilfen, wenn die Rente nicht reicht, wie der Grundsicherung im Alter.

Erarbeitet wurde der Ratgeber von Maike Cohrs

und Claudia Lautner, beide erfahrene Schuldnerberaterinnen im Diakonischen Werk in Köln und in der rheinischen Region.

Die hilfreiche Broschüre kann kostenfrei bestellt werden bei: der BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Fax 0228.24999320 oder über Mail wittig@bagso.de. Pressekontakt über Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, Ursula Lenz, Pressereferat Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel. 0228 24999318, Fax 0228 24999320. E-Mail: lenz@bagso.de; Internet: www.bagso.de

Zeit und Zukunft teilen ESF-Tagung: Auch nach Todesverlust geht es sinnvoll weiter

von Christa Joedt, Leitung Hospiz Kassel

Bei der Multiplikatoren-Tagung des Evangelischen Seniorenforums ESF im Evangelischen Seniorenwerk in Kassel zur Begleitung im Sterben hielt die Kasseler Hospizleiterin und ehemalige Rechtsanwältin Christa Joedt den Vortrag zum Hauptthema „Unsere Zukunft: Leben und Sterben; Begleitung in der letzten Lebensphase“. Über die Tagung haben wir in ESW-Informationenbrief Nr. 78, Heft 2-2014, bereits ausführlich berichtet. Wegen des großen Interesses an Christa Joedts Vortrag geben wir diesen hier folgend in seiner schriftlich niedergelegten Skizzierung wieder. Auf Änderungen im mündlichen Vortrag der Referentin sei aufmerksam gemacht.

1. Fragen zum Lebensende

Voraus geschickt als Vorbemerkung sei die folgende Feststellung: „Das Einzige, was (bisher galt es zumindest so) sicher ist im Leben, ist, dass wir sterben werden. Aber wir leben tagtäglich, als wären wir unsterblich.“

Wenn wir von Zukunft sprechen, so kommen die wenigsten von uns direkt auf den Gedanken,

dass wir von Tag zu Tag unserem (unbekannten) Lebensende entgegen gehen. Wir kennen nicht Zeit noch Stunde, nur ist gewiss, dass unser Leben enden wird. Wenn wir aber an unser Lebensende denken, so machen uns vielleicht folgende Fragen nachdenklich:

- Wie gehe ich mit dem „Rest“ meines Lebens um? Was bedeutet für mich in diesem Sinne „Zukunft“ und „Rest meines Lebens“?
- Was ist mir, was wird mir wichtig angesichts meines ungewissen Lebensendes?
- Kann mir mein Glauben helfen, anders auf mein Leben und sein Ende zu schauen, neue Tiefe im Leben zu erfahren, ja vielleicht: leichter mein Ende auf mich zu nehmen?
- Wie werde ich Kräfteverlust, Verlust von Fähigkeiten, von Selbständigkeit erfahren und akzeptieren können?
- Wie werde ich mit dem Wahrnehmen von Unterstützungsbedarf umgehen, evtl. Pflegebedürftigkeit akzeptieren lernen und dennoch ich selbst bleiben können?
- Was stelle ich mir unter Begleitung vor?
- Wer wird mich begleiten, wenn es zum Ende geht?
- Wie werde ich mein Leben zu Ende leben können - oder werde ich gar dazu kommen mir zu wünschen, dass es besser endet oder beendet wird, bevor es mir unerträglich wird?

2. Im Sterben leben

Sterben heißt richtig herum ausgedrückt: Leben bis zuletzt. Das Leben, die Wünsche, die Sehnsüchte enden nicht, wenn wahrnehmbar das Sterben begonnen hat. Sterbende haben deshalb nach wie vor einen Platz in unserem Leben, das sollen wir ihnen auch zeigen, sie spüren lassen. Nur: Ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihre Sehnsüchte ändern sich vielleicht; und es kann

sein, dass es uns nicht leicht fällt, das für uns zu akzeptieren und entsprechend zu handeln. Der Sterbende/die Sterbende hat drei grundlegende Hauptbedürfnisse. Dies sind

- die Kontrolle über die Schmerzen,
- die Aufrechterhaltung der Würde und das Empfinden des eigenen Selbstwerts,
- Liebe und Zuwendung durch das Umfeld.

Auf diese Bedürfnisse hat die Hospizarbeit folgende Grundsätze entwickelt: Jeder hat das Recht auf sein eigenes Sterben. Menschen, die den Sterbenden/die Sterbende begleiten, tun dies in vier Formen und Handlungsdimensionen, die im Sterbeprozess konkretisiert werden: Mit palliativer, also lindernder Medizin mittels Medikamentengabe, Therapien und Anwendungen; sodann durch palliative, umfassende, ganzheitliche Pflege, die Nähe und Begleitung einschließt; ferner durch psychosoziale Begleitung und schließlich durch spirituelle Begleitung.

Alle Berufsgruppen ordnen sich diesen Bedürfnissen nach solcher Begleitung unter: Ärzte, Pflegende, Therapeuten, ehrenamtliche Hospizbegleiter und Seelsorger. Sie bringen Zeit ein und bauen eine tragfähige Beziehung zu dem Kranken und seinen An- und Zugehörigen auf, hören gut und aufmerksam zu und antworten, sich immer bei dem/der Sterbenden rückversichernd, mit ihren je individuellen Möglichkeiten und dennoch auf gemeinsamer Basis.

Begleiten heißt hierbei, dass immer der Sterbende/die Sterbende den Weg, die Art und Weise, das Tempo und den Inhalt der Begleitung auf seinem Weg vorgibt. Er/sie bestimmt seine/ihre Grenzen, die Begleiter akzeptieren dies, soweit sie es können, gehen mit und nicht voran.

3. Selbstbestimmt bleiben

Im Leben angesichts des Todes kann der Sterbende/die Sterbende zur Selbstbestimmtheit ermutigt werden. Als Sterbender/Sterbende be-

stimme ich, wer mich begleiten soll, wer mich gegebenenfalls vertreten kann, wie ich mir medizinische Behandlung und lindernde Pflege vorstelle. Durch Patientenvorsorge kann ich Vertrauen schenken und Vollmacht erteilen und mich damit entlasten. Durch Patientenverfügung darf ich bestimmen, wie man mir begegnen soll,



Hospiz-Leiterin Christa Joedt Bild: Privat (Hans-Joachim Haas)

wenn ich es selbst nicht mehr aussprechen kann. Durch Nähe zu den mir wichtigen Menschen kann ich ihnen anvertrauen, welche Sorgen und Ängste mich drücken, und ich kann um Unterstützung bei der Lösung meiner Fragen bitten. Ich darf Schritte hin zur Versöhnung mit Menschen wagen, von denen ich durch schwierige Verhältnisse getrennt bin. Ich darf mir aber auch die Freiheit dazu nehmen, mich nicht versöhnen zu müssen. Durch letztwillige Verfügungen wie ein Testament oder Ähnliches kann ich meine letzten Dinge regeln.

4. Zukunftshorizont

Das Leben hat immer noch einen Zukunftshorizont, auch wenn es auf Erden zu Ende geht. Durch Sterbende lernen andere Menschen mehr vom Leben und seiner Bedeutung, mehr für ihr eigenes Leben und den Wert eines jeden Tages, eines jeden Erlebnisses, einer jeden Erfahrung. Und diese Erkenntnis muss auch gesellschaftliche und politische Folgen haben. Ehe wir in unserem Land Formen der zulässigen Hilfen zum Sterben formulieren, steht es uns gut an, alle Kräfte zu mobilisieren, Hilfen im Leben und damit auch im Sterben auszubauen. Statt aktive Sterbehilfe als letzte wünschenswerte Form am Lebensende übrig zu lassen, sollten wir alles dazu tun, dass Unterstützung eines selbstbestimmten Lebens, Assistenz und Begleitung am Lebensende gesellschaftliche Bedeutung über die bisherige Hospizbewegung hinaus gewinnt und wir gemeinsam an einer lebenswerten Gesellschaft arbeiten, in der auch Menschen an ihrem Lebensende geachtet, beachtet und willkommen sind. Dann wird uns auch das Sterben nicht schrecken.

Nicht jeder und jede von uns muss damit Hospizbegleiterin oder Hospizbegleiter werden. Aber jeder und jede hat die Chance, an seinem/ihrer Platz, mit seinen/ihren Mitteln dem anderen gegenüber, auch dem Kranken und dem Sterbenden gegenüber, so einzutreten, wie man es sich selbst wünscht, dass andere mit uns umgehen mögen.

Kranke und Sterbende brauchen uns keine Angst zu machen, sie müssen nicht aus unseren Augen verschwinden, damit wir uns nicht mit unserer eigenen Situation beschäftigen müssen. Wir sollten lernen, bewusst mit ihnen zu leben, unsere Zeit und unsere Zukunft mit ihnen zu teilen.

„Ich war krank, und ihr habt mich besucht“: Dieser im Kontext der Taten der Barmherzigkeit stehende Satz kann für uns ein Kaleidoskop der Möglichkeiten von Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen werden und des Für-sie-Sorgens eröffnen und damit Programm eines ganzen (restlichen) Lebens werden.

Heil und Liebe als Lebenssinn Wissen, Kapazität, Potenz und Hochmut reichen nicht hin

Unser Mitarbeiter Wolfgang Prietsch aus Berlin hat nach Gedanken von Martin Rock einen fünfteiligen Gedicht-Zyklus zum Sinn des Lebens verfasst, den wir unserer Leserschaft gerne im Anschluss an die Kurzgeschichte zur Kenntnis bringen wollen. Prof. Dr. Martin Rock, der verstorbene katholische Theologe, war von 1977 an erster Umweltbeauftragter des Bistums Mainz. Die ersten vier Gedichtsteile wurden von Prietsch nach einem 1980 in einer Umwelt-Publikation erschienenen Artikel Prof. Dr. Rocks zum „Lebenssinn“ geschrieben.

1. Wohin?

Dem lautlos-unausgesprochenen „Woher“ und „Wohin“

entkommt kein Mensch. Ohne Sinn kann man nicht leben.

Muss einer Antwort geben auf das „Warum“ und „Wozu“.

Besinnen sich ich und Du:

Zeichen von Unruhe und Sorgen.

Endlich das Leben. Wie viele Morgen haben wir noch?

Wie viele „Hoch“,

wie viele „Tief“ noch für uns bereit?

Ahnung, Erwartung, Hoffnung eilen uns weit voraus.

Kommen nicht aus mit dem Heut!

Immer erneut

offenkundig der Bruch:

Unseres Seins Ende. Immer neuer Versuch daher der Frustration zu entgeh'n,

mehr als ein „Nichts“ zu seh'n

zwischen Erwartung und Wirklichkeit.

Und immer wieder bereit

ganz praktisch Antwort zu geben:
 Brücken zu bauen und Strukturen zu weben.
 Besonnen lebend, wollen wir wissen
 Ziel uns'res Seins. Gedankenlos hin leben zu
 müssen,
 richtungslos, betriebsam-verstrickt,
 kein sinnvolles Leben beglückt.
 Besinnungslos ohnmächtiges Sein
 ist nicht mal ein schwacher Widerschein
 wirklichen vollen Lebens.

Wer sich nicht besinnen kann,
 verdrängt solche Fragen.
 Fasst nicht an,
 kommt nicht heran
 an bewusstes Tun
 (unglückliches In-sich-selber-Ruh'n),
 weiß auch nach Tausenden Tagen
 seines Lebens nichts Sicheres von sich zu
 sagen,
 weiß nicht wohin,
 hat eigentlich „nichts“ im Sinn,
 und kann unser Sein nicht versteh'n.
 Wird wie ein Blinder geh'n:
 Gefahrvoll und dunkel der Weg.



Das Leben läuft mit seinem Auf und Ab wie eine
 Gebirgslandschaft vor uns ab. Foto: Kurt Witterstätter

2. Sinn oder Zweck
 Doppelbedeutung des Wortes „Sinn“:
 Liegt Gehalt und Richtung darin.
 Welcher Gehalt verleiht Bedeutung dem Leben?
 Was gibt Gewicht, lässt stets neu uns streben?
 Worin liegt der eigentliche Sinn?
 Auf welches Ziel hin
 ist unser Sein gerichtet?
 Oder war es, wenn schließlich physisch
 vernichtet,
 völlig sinnlos?
 Ein Werkzeug bloß,
 für anonyme Nutzer nur Zweck,
 verfügbar, andernfalls wirft man es weg?

Vergeht unsere Lebenszeit.
 Ist nicht unbegrenzt weit
 vom Beginn bis zum Wiedervergeh'n.
 Kann Sinn in einer Minute nur seh'n,
 wenn mein ganzes Sein
 mehr ist, als leerer Schein.

3. Sinnggebung
 Seit Urzeiten, von Generation zu Generation
 weitergegeben,
 aus uns selbst heraus nicht machbar das eigene
 Leben.
 Gewährt, ohn' eig'nen Verdienst geschenkt mein
 Sein.
 Führt kein
 Weg an dieser Erkenntnis vorbei.
 Zur Bewältigung zwei
 Alternativen: Bewusstes Anerkennen
 und die Dinge einfach beim Namen nennen.
 Mancher ist dazu nicht bereit.
 Eigenen Stolzes Unmöglichkeit:
 Von anderen abzuhängen.
 Ausweg-Versuch: Hochmütiges Verdrängen,
 was unwiderleglich
 ist. Scheitert kläglich.

Menschliche Kapazität und Potenz, anscheinend
 grenzenlos groß,
 reicht nicht aus, dem möglicherweise sinnlos
 vorhandenen All einen Sinn zu geben.
 Im eigenen Leben

Inhalt, Bedeutung zu seh'n
heißt: Vorgegebenen Sinn zu versteh'n,
anzuerkennen und bewusst zu vollzieh'n.
Weisen verlässliche Wegweiser hin
auf unsres Daseins Sinn.
Entstanden aus menschheitsgeschichtlicher
Erfahrung
zur zweckmäßigen Wahrung
des eigenen und der Gesellschaft Sein.
Normen des Verhaltens,
Richtpfeiler des Gestaltens
eigener Existenz, gingen ein
in unser Bewusstsein.

Wissen aus mehr als hunderttausend Jahren,
kollektiver Extrakt und Summe, erfahren
seit
der Urväter Zeit:
Für unsere Generation bereit
als Grundwert.
Von uns verworfen?
Von uns ergänzt und vermehrt?
Kann kein Zweifel sein:
Aus sich selbst, für sich allein,
ohne menschheitsbewährte Verbindlichkeit
für das Leben um uns herum
kein
sinnvolles Sein.

Ist uns mitgegeben
aus dem Erbgut der Menschheit
für unsere, historisch gesehen, kurze Zeit
zur Bewältigung unseres Lebens
ein Grundmuster, Konzept in unserem Hirn:
Helles Leitgestirn
für unsere Tat.
Des Lebens Sinn: Danach zu leben
und die Erfahrungen weiterzugeben.
Darauf Anrecht hat
die folgende Generation.
Verlieren wir dies Wissen,
folgt Verunsicherung: Müssen
bewusst diesen Sinn immer neu erfahren
und ihn dadurch weiter bewahren:
Soll weitergeh'n
und noch Jahre und Jahre besteh'n
menschliches Leben.

Und stellen wir uns darauf ein,
so wird es auch sein!

4. Liebe
Allein
ist kein
gutes Dasein.
Erfüllung gelingt nur
miteinander. Unsere Sozialnatur
erzwingt Zusammengang.
Lebenslang
in uns der Ruf nach dem „Du“.
Aufeinander zu
sind wir programmiert,
sind sexuell-spezifisch konstituiert:
Frau und Mann.
Sind auf Ergänzung angewiesen und angelegt.
Was mich wirklich bewegt,
ist Dein Sein, Dein Wort, Dein Blick.
Beachtest, bejahst mich, gibst zurück
den Druck meiner Hand.
Bist mir vertraut. Bekannt
ist mir Dein braunes Haar.
Wunderbar
in Deinem Auge vier Zeichen.
Deiner weichen
Lippen Kuss:
Mehr als ein Gruß,
zündet mich an.
Begann
dieser Brand
vor Jahren.
Einsamkeit schwand.
Erfahren immer wieder erneut
sichere Geborgenheit:
Bin ich auch weit
von Dir entfernt,
bist mir doch nah!
Bin nicht vergeblich da,
Du wartest mein.
Bin kein
anonymes Es.
Verlässt
mich nicht.
Lässt mich
niemals im Stich!

Lieb hab ich Dich,
 lange schon, zunehmend mehr.
 Weiß nun auch, wie sehr
 verletzlich dies Glück.
 Legten gemeinsam zurück
 schon ein gutes Stück
 mal glatten, mal steinigen Weg.
 Oft nur ein schmaler Steg
 über der Leere.
 Wenn ich mich über dies und jenes beschwere,
 so ist's Nichtigkeit nur.
 Tief eingegraben nur Deine Spur
 in mir.
 Sind füreinander hier
 auf diesem blauen Planet,
 und wenn auch unsere Zeit vergeht,
 so ist sie doch voller Sinn:
 Liegt alles darin
 im „Du“ und „ich“.
 Weniger ist nichts, mehr gibt es
 - auf Erden - nicht!

5. Weg und Ziel
 Wie soll ich Dich empfangen,
 und wie begegne ich Dir?

Wir stolzen Menschenkinder,
 deren oberstes Prinzip die Machbarkeit ist,
 für die alles erlaubt zu sein scheint,
 die keine Grenzen, keine Hemmungen kennen,
 die nichts sehen, außer sich selbst.

Deine wunderbare Schöpfung:
 Wir zerstören sie.
 Was in der Natur angehäuft ist an Elementen:
 Wir zerstreuen alles unwiederbringlich.
 Die Luft vergiften wir,
 den Boden, auf dem unsere Nahrung wächst,
 das Wasser auch.

Müllberge häufen wir an,
 auf und unter der Erde.
 Kernenergie nutzen wir,
 ohne die Folgen beherrschen zu können.
 Kriege führen wir, immer noch
 um des Mammons willen.
 Keine Ehrfurcht gibt es, vor nichts,

nicht vor dem Anderen,
 nicht mal vor dem eigenen Leben,
 schon gar nicht vor Gott.

Wie lange siehst Du zu,
 unser Herr und Gott?
 Keine Sintflut lässt Du kommen,
 die alle hinweg spült, die Deiner spotten.
 Deinen Bund mit uns
 haben wir wieder und wieder gebrochen.

Doch Deine Güte währet ewiglich,
 einen Regenbogen am Himmel -
 Zeichen Deiner Treue.

Lasst uns also Mühe dafür aufwenden,
 - dass Liebe und Güte und Freundlichkeit
 nicht verdorren;
 - dass Deine wunderbare Schöpfung, o Herr,
 erhalten bleibe, die Blumen, die Tiere, die
 Landschaften,
 für unsere Kinder und Kindeskinde;
 - dass Gerechtigkeit und Frieden werde für alle;
 - dass Geld, Besitz und Macht nicht das Maß für
 alles sei und bleibe;
 - dass Kälte und Zynismus nicht die Oberhand
 gewinnen in unserem Leben;
 - dass in Erfüllung gehe das Gebet, welches
 Christus uns gelehrt hat: Vater unser im
 Himmel...

Im Treibsand

Wie komme ich heraus
 aus diesem Treibsand
 von Müdigkeit und Resignation?

Da überwältigt mich Angst,
 reißt auf meinen Abgrund.

Ich bin schuldig, hilflos,
 unendlich traurig.

Endlich höre ich: Fürchte dich
 nicht! Ich gehe mit dir.

Reinhard Ellsel

Fragment mit wertvollen Teilen

Die Selbstbefragung Fulbert Steffenskys als 80jähriger Theologe

Anlässlich seines 80. Geburtstages hat der Theologe Fulbert Steffensky als Lebensrückblick ein Selbstinterview geführt. Das Magazin „Andere Zeiten“ hatte den bekannten evangelischen Religionspädagogen, der im jüngeren Alter 13 Jahre lang Benediktinermönch gewesen war, nämlich gebeten, etwas über sein Alter nieder zu schreiben. Der Autor und emeritierte Theologie-Professor verfasste daraufhin ein Interview mit sich selbst. Darin erteilt er absoluten Wahrheiten eine Absage und möchte sich dereinst mit Dank und ohne Ressentiments von dieser Welt verabschieden. Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion „Andere Zeiten“ dürfen wir das Selbstinterview hier abdrucken.

Wann hast du dich zum ersten Mal alt gefühlt?

Als ich die Musik nicht mehr verstand, die meine Enkel lieben. Als ich anfang, tote Autoren lieber zu lesen als die gegenwärtigen. Als ich auf dem Friedhof mehr Bekannte hatte als unter den Lebenden.

Was wünschst du dir in dieser Lage?

Die Kraft, mich als endliches Wesen anzunehmen. Ich möchte mit Schmerz und Heiterkeit lernen, dass meine Welt nicht die Welt meiner Nachkommen sein muss. Mein Glaube und meine Lebensauffassung sollen nicht zum Diktat der Kommenden werden. Ich möchte resignieren lernen, ich möchte mich mit Dank und ohne Ressentiment verabschieden können.

Gelingt dir das?

Nein! Oder vorsichtiger: manchmal halb. Ich lebe übrigens besser, seit ich mir aus dem Kopf ge-

schlagen habe, es müsse alles ganz gelingen. Wir sind Fragment, das ist nicht nichts.

Glaubst du an die Weisheit des Alters?

Ein halbes Märchen und eine halbe Wahrheit! Vielleicht könnte weise machen, dass man so vieles kommen und gehen gesehen hat, und dass man kaum etwas ganz ernst nimmt: Keine Theorien, keine Denkmode, keinen Entwurf, der mit der Pose der Letztlichkeit daherkommt. Man ist gefeit gegen die falschen Absolutheiten. Die Ironie des Alters ist schön, wenn sie nicht zynisch wird. Auch das gibt es. Vielleicht könnte auch die Einsicht in die eigenen Lebensschulden weise machen, weise und gütiger. In jedem Schuldner erkennt man: Er ist wie ich selbst. Man lernt die Wahrheit des Satzes: Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.

Was hinterlässt du deinen Nachkommen?

Vielleicht einiges, was mir geglückt ist. Was mich schmerzt am Ende des Lebens sind die Lasten, die wir unseren Kindern vermachen. Wir setzen sie gefangen in den Bannkreis unseres Versagens und unserer Schuld. „Die anderen sind dein Gerichtshof“ (Pascal Mercier). Wir sind der Gerichtshof unserer Kinder in dem, was wir ihnen verweigert und falsch gemacht haben. Sie müssen uns vergeben. Zu wissen, dass die Nachkommen uns vergeben müssen, ist die Voraussetzung dafür, gut mit ihnen zu leben.

Glaubst du an das letzte Gericht?

Ich hoffe darauf. Wir haben ein Recht darauf, einmal unverhüllt vor dem Antlitz Gottes zu stehen, wo und wie auch immer - das weiß nur Gott. Es ist eine Gnade zu erkennen, wer wir sind und was wir waren. Es ist nicht nur Pein, wenn wir uns selber schutzlos sehen und wenn wir gesehen werden, wie wir sind. „Er kennt ja unseres Herzens Grund“, heißt es in Psalm 44. Vielleicht ist es das Schönste, was man sich denken kann, dass einer der uns liebt, uns in unseren Schwächen erkennt, ohne dass uns diese Erkenntnis vernichtet. Dass er „unseres Herzens Grund“ kennt, besser als wir ihn kennen, ist keine Drohung. Es ist der ganze Lebenstrost. Wer

hungert nicht danach, endlich erkannt zu werden? Das Gericht Gottes als ein Akt der Liebe!

Das klingt sehr fromm. Wird man im Alter immer frömmere?

Man sagt, dass die Alten ihre Zähne und ihre Zweifel verlieren. Es stimmt nur das Erste. Wenn ich die Welt und ihre Untergänge nicht verleugnen will, kann ich mich nicht mehr zu systematischen Aussagen über Gott verstehen. Der Glaube darf die Widersprüche nicht verleugnen, er muss sie retten. Die Erde ist voll von seiner Güte, sage ich, und ich sehe, wie sie rettungslos verkommt. „Hinfert soll keine Sintflut mehr kommen, die die Erde verdirbt“ lese ich in der Bibel; in meiner Zeitung aber lese ich, dass die Fluten Hunderttausende ersäufen. Nein, man kann das nicht auf einen Nenner bringen. Das Gebet ist die einzige Stelle, an der die Widersprüche schweigen. In ihm kann man dem eigenen Unglauben mit Humor begegnen. Wir sind Fragmente, auch in unserem Glauben. Nur Gott ist ganz. Das genügt. Er wird mit meinen schwachen Glaubensversuchen leben können.

Deine Skepsis wundert mich! Du bist doch konservativer geworden, etwa mit deiner ständigen Betonung von Tradition und Gottesdienst.

Ich flüchte gern in das Glaubenshaus meiner toten und lebenden Geschwister, also in die Tradition und in die Gottesdienste. Es sind keine Fluchten, die das Herz stärker sein lassen, als es von sich aus sein kann. Sie sind der Rollator für meinen hinkenden Glauben. Ich bin im Gottesdienst nicht allein. Ich nehme teil am Glauben von anderen Menschen, und so kann ich leichter das Glaubensbekenntnis sprechen, das Vaterunser und die Psalmen. Ich bin nicht nur auf meinen eigenen windschiefen Glauben angewiesen. Wir teilen den Glauben, wie man Brot teilt in kargen Zeiten. Wenn ich das weiß, dann brauche ich meinen eigenen gebrochenen Glauben nicht zum Maßstab meiner Worte und meiner Lieder zu machen. Gerade wenn man älter geworden ist und seine Niederlagen hat, verzichtet man gern auf sein bisschen Authentizität. Es entsteht eine

neue Sehnsucht: sich einzufügen in den Gesang aller - der anwesenden Geschwister, der Engel und der Toten. Man birgt seine eigene zitterige Stimme im großen Lob der Welt. Man fragt nicht mehr danach, ob das Herz auch fromm genug ist zum Beten, ob die Gebete auch echt sind und ob auch alles von innen kommt. Man schüttet die Tränen seines Glücks und seiner Trauer in das große Meer des Lobes Gottes.

Am Ende: Hast du gelebt oder wurdest du gelebt?

Ich weiß nicht, welche meiner Lebensschritte ich wirklich ganz verstehe. Es gibt Grundsituationen der eigenen Existenz, in die man nur eine beschränkte Einsicht hat und an denen uns das Urteil über uns selbst verweigert ist. Warum bin ich ins Kloster eingetreten? Wie hat sich langsam eine Idee und eine Verpflichtung entwickelt? Ich spüre, wie ich oft wenig Herr im eigenen Haus war. War es wirklich eine Entscheidung? War es Flucht? War es Lebensunfähigkeit nach dem Schicksal eines Kriegskindes und nach dem Tod des Vaters? Einige Gründe kann ich nennen. Sind es die eigentlichen Gründe? Je älter man wird, desto mehr ist man sich selbst ein Rätsel und muss mit der eigenen Rätselhaftigkeit leben. Warum habe ich meine politischen Entscheidungen getroffen? War ich Mitläufer? Aber ist es eine Schande, mit guten Läufern mitzulaufen? Richtiges und Falsches, Kenntlichkeit und Unkenntlichkeit waren unlösbar miteinander verflochten. Mir bleibt nichts anderes übrig als der Humor meinen eigenen Lebensentscheidungen gegenüber. Mein theologisches Resümee: Man muss sich nicht durchschauen, weil Gott uns kennt. Darum ist Psalm 139 einer meiner liebsten Texte: „Gott, du erforschst mich und kennst mich“. Das ist doch wohl genug.

Dieses Interview haben wir mit freundlicher Genehmigung übernommen aus dem Magazin „Andere Zeiten“, Heft 3-2013, 14. Jahrgang

Nicht vorstellbare Verbrechen Eindrucksvolles Dokument der Gedenkstätten-Arbeit Ladelund

Engagierte Mitglieder der ESW-Gruppe Nord wie Pastor Harald Richter und Schwester Kirsten Hartlieb bringen sich weiter in die völker-versöhnende, kirchliche Gedenkstättenarbeit Ladelund/Schleswig-Holstein ein. Pastor Richter, der der Pfarrei 1958 bis 1992 vorstand, hat aufschlussreiche Materialien über das 1944/45 in seiner Gemeinde errichtete und gnadenlos betriebene KZ-Außenlager zu seinem Buch „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“ zusammen getragen. Wir bringen hier folgend erschütternde und bewegende Passagen daraus.

Im Herbst 1944 sind im an der dänischen Grenze gelegenen Außenlager Ladelund des KZ Neuen-gamme bei Hamburg 301 Menschen zu Tode gekommen, darunter allein 173 Niederländer. Der damalige Pastor Johannes Meyer, von 1938 bis 1958 Ladelunds Ortspfarrrer, hat das Geschehene in der Kirchenchronik seiner Gemeinde damals vorschriftswidrig dokumentiert und seinerzeit mutig dafür gesorgt, dass die getöteten Häftlinge mit einem Gebet in Einzelgräbern beerdigt wurden und ihre Namen in die Ladelunder Kirchenbücher eingetragen wurden. Die das Lager leitende SS hatte ursprünglich nur Massengräber erlaubt.

So konnte vor allem mit der holländischen Gemeinde Putten, aus der 659 Männer und Jungen in einer Vergeltungsaktion für zwei dort verunglückte deutsche Wehrmachtsfahrzeuge im Juli 1944 gefangen genommen und über 300 nach Ladelund kamen, eine harmonische Versöhnungsarbeit mit gegenseitigen Besuchen der schleswigschen und holländischen evangelischen Christen begonnen werden. Dieses Aus-

söhnungsstreben beförderte auch Meyers Nachfolger als Ladelunder Ortspfarrrer von 1958 bis 1992, ESW-Mitstreiter Pastor Harald Richter. Zugleich versuchte Richter, die auf dem Nationalprotestantismus fußende Theologie seines Vorgängers Meyer zu verstehen, zumal er sich selbst als Heranwachsender, unter 18jähriger noch für den Nationalsozialismus als Kriegsfreiwilliger begeistert hatte. Inzwischen ist, von Richters Tochter Dr. Hannegreth Grundmann herausgegeben, Richters Erinnerungsband „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“ im Lutherischen Verlags-haus Hannover erschienen.

National geortete Kirche

Johannes Meyer war Absolvent des zwischen Rendsburg und Schleswig gelegenen Kropper Seminars. Seine Ausbildung wurde von seiner Kriegsteilnahme als Soldat im ersten Weltkrieg unterbrochen. Als er 1919 seine theologische Zurüstung wieder fortführte, leitete der von der lutherischen Christologie durchdrungene Pastor Heinrich Hansen das traditionell das Deutschtum hervor kehrende Kropper Seminar. Seine erste Stelle führte Meyer zur lutherischen Freikirche nach Ostpreußen, wo er in Auseinandersetzungen mit katholisch gläubigen Litauern geriet. Die Polarisierung trieb ihn als „lutherischen Deutschen“, der sich auch gegen sozialistische, aus der Sowjetunion rückkehrende Emigranten zur Wehr setzen musste, ins national-rechte Lager der Deutsch-Nationalen.

Dank des Bischofs Heinrich Rendtorff kam Meyer 1930 dann wieder zurück nach Mecklenburg-Schwerin. Er war an der strengen Offenbarungstheologie orientiert, nach der die Sünden durch Christi Blut ausgelöscht werden. In Dement trat Meyer wieder der NSDAP bei, der er in Ostpreußen bereits seit 1928 angehört hatte, und arbeitete in der „Glaubensbewegung Deutscher Christen“ mit. Aus der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche, die im Herbst 1933 unter die Fittiche der Deutschen Christen geriet, kam 1933 der Ruf, Meyer möge dorthin kommen nach Schwabstedt. Er arbeitete dort zwar mit den Nazis zusammen, geriet aber 1937 auch wegen des

Streites um die Bereitstellung von Ressourcen in Auseinandersetzungen mit ihnen, blieb aber der Ideologie von der Erstarkung der Kirche im Nationalen treu.

Opfer waren nicht umsonst

Bischof Adalbert Paulsen empfahl ihn nach dem an der dänischen Grenze liegenden Ladelund, wo er 1938 von Propst Gottfriedsen, einem Deutschen Christen, eingeführt wurde. Während des bald begonnen zweiten Weltkriegs hielt er für Gefallene regelmäßig Trauergottesdienste. Da hieß es (Seite 90 von Richters Buch) dann etwa: „Um unserer Gefallenen willen müssen wir aushalten und alle Entbehrungen auf uns nehmen. Ihre Opfer dürfen nicht umsonst gewesen sein“.

Einen Wendepunkt in dieser pro-nazistischen Einstellung brachte dann Meyers Konfrontation mit dem Betrieb des auf 2.000 Inhaftierte ausgelegten Außenlagers Ladelund des KZ Neuen-gamme in seiner Ortsgemeinde. Dazu lesen wir in Richters Buch aus Meyers Feder von den Seiten 32 an die folgenden Wahrnehmungen.

Der Zug der Elenden

„In den Abendstunden ging ich dann hin, benutzte aber nicht die Chaussee, sondern ging beim Bürgermeister Feddersen den Feldweg entlang ins Lager. Unterwegs sah ich den Zug der 2.000, die von der Arbeit kamen. Das war meine erste Begegnung. Ich ging neben dem Zug, der ungefähr alle 50m von einem Soldaten der Marineartillerie flankiert war, und sah die Leute. Das waren keine Menschen mehr, ja was denn? Ich weiß es nicht. Sie waren in Lumpen gehüllt, die mit Farbe beschmiert waren. Aus den Augen sprach Verzweiflung und noch einmal Verzweiflung. Ich fragte einen großen, hageren Mann mit Brille, woher sie kämen und was sie verbrochen hätten. Sofort aber war ein Soldat bei mir und verbot mir jede Unterredung. Als ich noch einmal versuchte, mit dem Häftling zu sprechen, blieb der Posten bei mir und beobachtete mich. Die Sträflinge mögen an meinem Blick erkannt haben, dass ich Mitleid mit ihnen hatte und sahen sich darum immer nach mir um. Am

Wege lag eine Steckrübe, die wohl beim Einfahren verloren gegangen war, ein Sträfling sprang aus der Reihe und hob sie auf. Sofort war ein anderer Sträfling (wie ich später erfuhr, ein Kapo der Konzentrationslagerpolizei) da und prügelte mit einem Stock auf ihn ein. Er prügelte so lange, bis der Sträfling wieder im Glied war und die Rübe fallengelassen hatte. Ich gab meiner Entrüstung Ausdruck, dass hier ein Mensch unschuldig geprügelt wurde und forderte den Posten auf, einzugreifen und das zu verhindern. Der Kapo, der nun wieder im Zug lief, hörte meinen Protest und schimpfte nun mit mir, dass ich Mitleid auch nur gezeigt hatte.

Ich schwieg nicht still und sagte ihm, dass ich solches sofort dem Lagerführer melden würde. Daraufhin forderte er den Posten auf, meine Personalien festzustellen und sagte mir, er werde Meldung über mich machen. Ich fand mich nicht mehr zurecht und konnte nicht begreifen, dass in Deutschland geschlagen wurde, wenn ein Hungeriger aus Hunger eine Rübe aufhob, und dass man von einem Sträfling gemeldet werden kann, wenn man für den Hungrigen eintritt. Ich zeigte dem Posten meine Kennkarte und dadurch wurde der Abstand von dem Kapo, der in dem Zug weiterging, größer und ich verlor ihn aus den Augen. Nun ließ ich die 2.000 an mir vorübergehen. Sie gingen nicht, sie wankten. Sehr viele waren derart erschöpft, dass sie nicht mehr im Stande waren, allein zu gehen. So schlich dieser Zug der Elenden dem Lager zu...

Kein Mitlied angebracht

Ich wurde am Eingang von einem SS-Mann in Empfang genommen und zu dem Lagerführer, einem SS-Untersturmführer, geführt. Meine erste Frage war, was diese armen Menschen verbrochen hätten und erzählte ihm den erlebten Vorfall mit dem Kapo unterwegs. Er lachte und sagte, dass diese Verbrecher nur durch Prügel in Zucht gehalten werden könnten. Was diese Verbrecher denn getan hätten? Ja, einige hätten in Polen den Deutschen die Augen ausgestochen und durch die Inhaftierung würde vielen Deutschen das Leben gerettet. Ich sagte ihm, dass ich eini-ge genauer angesehen hätte, und so sähen

Verbrecher nicht aus. Daraufhin sagte er mir, dass ich keinerlei Mitleid mit diesen Menschen haben dürfe, sonst würde ich auch ins KZ kommen. Auf meine Entgegnung, dass jeder Schleswig-Holsteiner Mitleid mit ihnen haben würde und die Prügelstrafe verabscheue, brach er das Thema ab und wir besprachen die Beerdigung der Toten. Er sagte mir wieder, dass ich mit 30 bis 40 Toten in den nächsten vier Wochen, in denen sie hier sein würden, zu rechnen habe. Ich ging dann, nachdem ich gefordert hatte, mir die Namen der Toten zu geben. Nach längerer Debatte hierüber willigte er ein, und ich besprach die Beerdigungen mit dem Kirchendiener. Im Norden der Kirche war ein Streifen frei, wo wir 30 bis 40 hätten beerdigen können ohne Massengrab, wie der SS-Führer gefordert hatte. Tief erschüttert von dem Erlebten ging ich heim. Am nächsten Morgen waren Sträflinge mit Wachposten auf dem Friedhof, um die Gräber auszuschaufeln. Aber anstatt der vier gemeldeten Toten kamen zwölf, das war das erste Massengrab. Und so ging es ständig. Es wurde mir eine geringe Zahl gemeldet und es waren dann 400 bis 500 Prozent mehr.

Prügel für jede Kleinigkeit

Das Leben dieser Sträflinge war menschenunwürdig. Für jede Kleinigkeit wurde geprügelt. Das System war raffiniert ausgeklügelt. Wie ich später erfuhr, waren die meisten Insassen wegen politischer Vergehen in Schutzhaft genommen. Als Vertrauensmänner waren Schwerverbrecher angestellt (Kapo = Konzentrationspolizei), die unter Aufsicht der SS prügelten. Ein Kapo verteilte täglich 700 bis 800 Schläge. Diese Kapos waren sich ihrer Macht wohl bewusst, wiederholt haben sie die Wachposten zur Rede gestellt, wenn diese Mitleid zeigten. Sie waren wohlgenährt und sauber gekleidet. Ein jeder trug ständig einen dicken Stock bei sich. Wenn am Morgen die Sträflinge nach qualvoller Nacht, in der sie wegen Raummangel nicht liegen konnten, sondern hocken mussten, zur Arbeit antreten sollten, waren einige derart erschöpft und krank, dass ihnen dies unmöglich war. Dann wurden diese armen Menschen geprügelt, bis sie drau-

Ben im Glied standen. Die Kameraden schleppten diese armen Menschen zur Arbeitsstätte. Hier prügelte der Kapo so lange, bis der entkräftete Mann den Spaten ergriff und mit der Arbeit begann. Bald konnte er nicht mehr, dann schlug der Kapo wieder auf ihn ein. Dies wiederholte sich so lange, bis der Kapo einsah, dass der Sträfling einfach nicht mehr konnte. Er wurde zur Seite geschleppt und starb. Am Abend wurde der Tote von den Kameraden ins Lager getragen. Dies hat jeder in Ladelund gesehen, und das Schreien der Verprügelten hat jeder in Ladelund gehört. Und wir waren machtlos. Äußerte auch nur einer Bedenken, musste er damit rechnen, dass er sofort abgeführt wurde. In den ersten Wochen wurden täglich Tote (Totgeprügelte) ins Lager getragen. Erst später wurde es etwas besser. Darüber weiter unten.

Auf dem Friedhof habe ich mit vielen Sträflingen gesprochen, und so Näheres erfahren. Es war selbstverständlich, dass wir kein Wort mit ihnen sprechen durften, aber die Wachleute waren ordentlich und haben nie Schwierigkeiten gemacht. Ich hatte auf dem Friedhof angeordnet, dass nur immer 50 Prozent der Sträflinge arbeiten sollten, der Rest ging in den Heizraum der Kirche und ruhte sich aus. Hier konnten wir den Sträflingen auch unauffällig Essen zustecken. Verschiedene Male hab ich bei Bäcker Oksen ein Brot ohne Marken gekauft, ob er gewusst hat, wofür das Brot sein sollte, weiß ich nicht. Auch habe ich wiederholt Essen von Zuhause mitgenommen und die armen Menschen satt gemacht und ihnen auch viel von dem selbst geernteten Tabak gegeben. Die SS, die verschiedentlich auf den Friedhof kam, wollte die Arbeitsteilung verbieten und ich musste stark betonen, dass ich der Herr des Friedhofs sei und allein zu bestimmen habe. So wollte ein SS-Mann auch verbieten, ein schlichtes Holzkreuz auf das Massengrab zu setzen. Die Toten seien für ihn tot, meinte er, aber für mich noch lange nicht, entgegnete ich. Es werde doch einmal Friede werden und der Hass unter den Nationen aufhören, dann würden bestimmt Angehörige kommen, um nach den Gräbern der ihren zu sehen. Das Kreuz blieb trotz des Verbots der SS.

Die „Verbrechen“

Was hatten die Sträflinge nun verbrochen?

Einige Beispiele:

1. Ich komme auf den Friedhof, um nach der Arbeit zu sehen. Da sehe ich, wie ein Sträfling sich einen Zigarettenstummel aus der Tasche holt. Er hat kein Feuer. Da geht ein Wachposten zu ihm und gibt ihm ein Streichholz. Ich sage dem Posten, dass ich mich über diesen kleinen Liebesdienst freue, und dass er mit dem Sträfling mitempfindet. Ja, sagt er, was wollen Sie, wir kennen uns doch, dieser war früher Gemeindevorsteher in der Nachbargemeinde. Beide stammten aus dem Sudetenland. Der Posten war Gärtnereibesitzer und erzählte mir von Zuhause. Dann zeigte er mir einige Bilder von seiner Familie und seiner Gärtnerei, unter anderem eine Gurkenplantage. Der Sträfling besah auch die Bilder. Daraufhin fragte ich den Sträfling: Sagen Sie mal, was haben Sie eigentlich verbrochen, dass Sie hier sind? Da sagte er, er sei früher sozialdemokratischer Gemeindevorsteher gewesen und nach dem 20. Juli sei eine Verhaftungswelle durch das Land gegangen. Er sei deshalb verhaftet, und weil er keine Angehörigen in der deutschen Wehrmacht habe, sei er ins KZ gesteckt worden. Also ein völlig Unschuldiger!! Auch bestätigte der Posten seine Angaben.

2. Viele Tote stammten aus dem kleinen holländischen Städtchen Putten. Das fiel mir auf. Eines Tages fragte ich auf dem Friedhof einen jungen holländischen Sträfling, ob er die Stadt Putten kenne. Ja, er sei aus Putten. Ich fragte ihn, was die Leute in Putten eigentlich verbrochen hätten, es seien so viele Tote von dort. Er erzählte mir daraufhin, dass in seiner Stadt zwei deutsche Offiziere erschossen seien, daraufhin seien viele Männer einfach verhaftet und ins KZ gekommen. Er fügte bitter hinzu, er sei nie verhört worden und ob die Offiziere wirklich von Bewohnern der Stadt erschossen seien, stehe durchaus nicht fest. Also völlig unschuldige Leute im KZ in Ladelund werden zu Tode geprügelt und wir sind machtlos.



In Erinnerung an die Wochen des Grauens Ende 1944 haben Jugendliche des Berufsbildungswerks Husum für die Gedenkstätte diese Metall-Skulptur gefertigt.

Foto: Gedenkstätte Ladelund

3. Ich spreche mit einem jungen Holländer. Er hat einen feinen offenen Blick. So sieht ein Verbrecher nicht aus. Er beklagt sich bitter über die unmenschliche Behandlung im Lager. Auf meine Frage, aus welchem Grund er in das Lager gekommen sei, erzählte er mir folgendes: Er sei als Privatchauffeur bei einem Großindustriellen in Mönchengladbach gewesen, er nannte auch den Namen, den ich aber vergessen habe. Von ihm habe er Urlaub bekommen, um die Angehörigen in Holland zu besuchen. Die dazu erforderlichen Papiere seien alle in Ordnung gewesen. Das war um die Zeit, als die Engländer auf dem Kontinent gelandet seien. In seiner Heimat sei er von einer

SS-Polizeistreife angehalten worden und obgleich alle Papiere in Ordnung gewesen seien, doch verhaftet worden, mit dem Bemerkten, er ginge, wenn die Möglichkeit vorhanden, doch zum Engländer über, um dann gegen die Deutschen zu kämpfen. Und so sei er dem KZ überwiesen worden. Er war aber der guten Zuversicht, doch wieder entlassen zu werden, er sei ja völlig unschuldig. Er meinte, eines Tages würde sein Fall geprüft werden und seine Unschuld an das Licht gestellt sein, er werde bestimmt freikommen. Er wollte kein Wasser aus einer Pfütze trinken, alles tun, um die böse Zeit im KZ zu überwinden, eines Tages sei er bestimmt frei. Ob er sich nicht geirrt hat, der junge Holländer? Gott der Herr halte seine schützende Hand über ihn und geleite ihn heim. Er meinte auch, sein Chef würde bestimmt für ihn eintreten und seine Loslassung erwirken. Diese drei Beispiele mögen genügen, um anzuzeigen, aus welchen Gründen die Sträflinge ins KZ gekommen waren.

Ungeheure Blutschuld

Nun die Toten, die ich sah, waren abgemagert zu Skeletten. Sie waren in Papiersäcke gehüllt und etwa 16 wurden mit dem Gespann des Bauern Jens Rasmussen abgefahren. Es war oft Regen und diese Papiersäcke waren infolge der Feuchtigkeit, der Ausdünstung des Blutes und Kotes oft aufgeweicht, und ich sah die nackten Leichen. Sehr, sehr viele waren derart verprügelt, dass ich als Laie sage, sie waren zu Tode geprügelt worden. Am Gesäß, Rücken, Hals und Kopf sah ich besonders oft, dass diese blau und rot unterlaufen waren, auch waren bestimmte Striemen zu sehen. Zwei oder drei hatten den Genickschuss. Zwei Leichen waren in Decken gehüllt und mit Draht fest verschnürt. Ich sagte den Gefangenen, sie sollten die Leichen aus den Decken wickeln und diese zurückgeben in das Lager. Daraufhin sagte der Fahrer (auch er Sträfling) und der begleitende SS-Posten, das wäre verboten. Die Leichen sollten unter allen Umständen mit den Decken begraben werden. Ich war machtlos und musste zusehen. Wie mögen diese armen Menschen ausgesehen haben!! Gott erbarme sich in Gnaden unseres Volkes. Es lädt

durch diese Lager eine ungeheure Blutschuld auf sich. Und wir sind machtlos....

Der Grundzug der Lagerführer ist Hass gegen alles, was sich nicht sklavisch ihren Forderungen beugt. Der Weg der Nazis ist ein blutgetränkter und mit geheimen Flüchen bedeckter und ein Rückfall in die Zeiten primitivster barbarischer Menschengeschichte. Das Dorf kehrt nach diesem Erleben mit dem KZ-Lager dem Nationalsozialismus ein für alle Mal den Rücken. Als Seelsorger weiß ich die Einstellung meiner Gemeinde. Gott der Herr lasse uns den Tag erleben, an dem die Unschuldigen wieder in Freiheit gesetzt werden und vergebe unserem Volk in Gnaden die Sünde. Der Einzelne ist machtlos, wie die Befreiung kommen soll, können wir nicht ermessen. Um wenigstens etwas zu unternehmen, habe ich die Zustände im Ladelunder KZ kurz geschildert und von Niebüll aus dem Innenminister und eine Abschrift dem Führerhauptquartier zugesandt. Ich habe innerlich gerungen, ob ich das Schreiben absenden sollte. Als ich es in Niebüll auf dem Bahnhof in den Briefkasten steckte, war ich innerlich froh, etwas unternommen zu haben. Mag daraus werden, was da wolle. Bis jetzt ist deshalb keine Gestapo bei mir gewesen“.

Der Versöhnungsbrief

Am 28. Mai 1946 richtete Meyer einen Brief an die Angehörigen der Puttener Getöteten, in dem es hieß (Seite 104 von Richters Buch):

„Menschenworte sind zu armselig und Menschenkraft ist angesichts der großen berechtigten Trauer zu fade. Es ist nur einer da, der in Ihrem Leid Ihnen helfen kann, das ist der, der gesagt hat: Selig sind die, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.... Das Grab Ihres Sohnes/Angehörigen ist gut gepflegt. Es blühen viele Blumen darauf. Eben bin ich dabei, einen Ehrenhain für die im KZ Verstorbenen zu errichten. Wenn er fertig gestellt ist, werde ich Ihnen ein Bild zusenden. Seien Sie überzeugt, dass wir hier Ihre Toten nicht vergessen werden. Über den Gräbern soll ein großes Kreuz errichtet werden. Das Kreuz Jesu Christi, des Herrn, der den Tod zunichte gemacht und Leben und unvergängli-

ches Wesen ans Licht gebracht hat. Durch das Verschulden des Volkes, dem ich angehöre, ist das Leid über Sie gekommen. Um der Liebe Jesu Christi willen bitte ich Sie, beim Gebet der fünften Bitte „Und vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, auch an die zu denken, die so maßloses Herzeleid über Sie gebracht haben“.

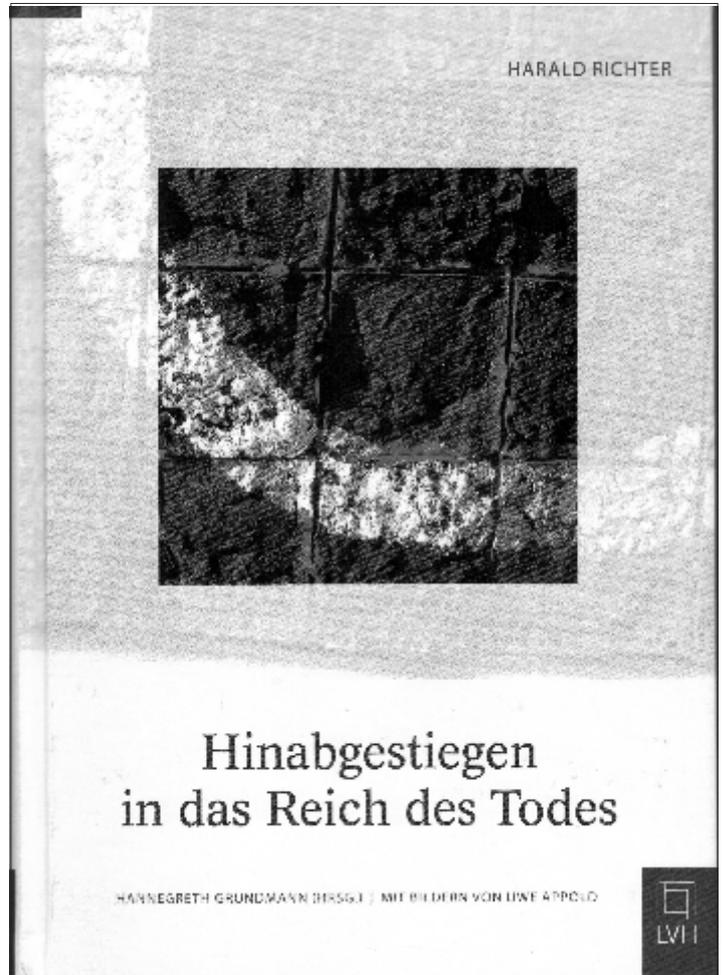
Staat war Gewaltverbrecher

Meyer hatte sich gewandelt. Harald Richter schreibt auf Seite 94 folgend über seinen Vorgänger Meyer: „Er ist getroffen in der Erfahrung seiner Ohnmacht. Er war nicht in der Lage, sich vorzustellen, dass der Führer selbst für diese Verbrechen verantwortlich sei. Wäre er dann in seiner unmittelbaren Gefolgschaftstreue nicht auch mitverantwortlich gewesen an diesem Geschehen? Dass aber andere dafür – wie er glaubte – verantwortlich waren, entlastete nicht nur seinen Führer, auch ihn. Wenn das der Führer wüsste!“

Dass das, was er in seiner Gemeinde täglich vor Augen hatte, Normalität in einem verbrecherischen System war, kam ihm nicht in den Sinn. Später hat er, wie die meisten Deutschen mit ähnlichen Biografien, nichts davon wissen wollen. Wahrscheinlich fehlte ihm auch die Vorstellungskraft, war es ihm auch undenkbar, dass eine von Gott legitimierte Obrigkeit, der Staat selbst, zum mordenden Gewaltverbrecher werden konnte. Und doch war er aktiv daran beteiligt gewesen, dass diese Verbrechen möglich wurden“.

Angaben zum Buch:

Hannegreth Grundmann Hg.: Harald Richter. Hinabgestiegen in das Reich des Todes. Das Konzentrationslager, Pastor Johannes Meyer und kirchliche Gedenkstättenarbeit in Ladelund. 240 Seiten. Hannover: Lutherisches Verlagshaus. ISBN 978-3-7859-1183-9. 19,80 Euro



Harald Richters Buch über das KZ Ladelund enthält auch Illustrationen von Uwe Appold zu Psalm 84, den die sich versöhnenden Christen aus Schleswig und Holland oft miteinander lasen: Hier im Einband zu Vers 13 „Wohl dem Menschen, der auf Dich vertraut!“

Gern verwechseln wir
friedliches Verhalten
mit wegducken, sich
raushalten und nicht
anecken.

Carmen Jäger

Ein Strauß von Ideen Seniorengruppen berichten beim ESW-Rheinland von ihren Aktivitäten

Bunt war der Ideen-Strauß für Aktivitäten von Seniorenkreisen an der Basis, die bei der Tagung des Evangelischen Seniorennetzwerk ESW Rheinland-Westfalen-Lippe RWL und von der Evangelischen Beratungsstelle des Kirchenkreises Bonn im Haus der Evangelischen Kirche in Bonn vorgestellt wurden. Der gegenseitige Austausch gab den über 50 Teilnehmenden vielfältige Anregungen für ihre weitere Arbeit vor Ort.

Zum Auftakt gab der Seniorenchor der Trinitatiskirchengemeinde ein Beispiel, wie die Generation 60 plus zu erreichen ist: Mit zeitgemäßer Ansprache, viel Schwung und mitreißenden Melodien. Damit wurden die Teilnehmenden, aktive Planer und Veranstalter von Seniorenangeboten aus den Kirchenkreisen Bonn, Bad Godesberg und „An Rhein und Sieg“ positiv auf die Thematik eingestimmt, die Pfarrer Karl-Heinz Potthoff in der Andacht zu Jesaja, 46, 4 („Auch bis in euer Alter bin ich derselbe – und ich will euch tragen, bis Ihr alt werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten“) weiter vertiefte.

In ihrem Eingangs-Impuls erläuterte die ESW-RWL-Vorsitzende Dr. Erika Neubauer, was ältere Menschen heutzutage von ihrer Kirche erwarten. Vor allem die „jungen“ und sich aktiv fühlenden Seniorinnen und Senioren wollen die „gewonnenen“ Jahre mit Hobbies, Reisen und ähnlichem einerseits für sich selbst nutzen, sich aber auch für andere einsetzen sowie die in Beruf und Familie erworbenen Erfahrungen einbringen. In ihrer Kirchengemeinde finden sie jedoch meistens nur wenig Möglichkeiten, die diesen Strebungen entgegen kommen und eine Mitgestaltung zulassen.

Daher hat das Evangelische Seniorennetzwerk zu dem Ideenaustausch eingeladen, bei dem

verschiedene, bereits in der Praxis bewährte Beispiele vorgestellt wurden. Zwei Fragen standen dabei besonders im Vordergrund: Wie können Leitende und Mitarbeitende von Seniorengruppen mit der Zeit gehen und interessierte Senioren ihren Erwartungen gemäß ansprechen? Und zum Zweiten: Wie ist es möglich, Gelegenheiten zu geben, damit Beteiligte „meine Zeit nutzen“ können, und dies in unterschiedlichen Lebensbereichen und bis ins hohe Alter?

Pfarrer Karl-Heinz Potthoff forderte als umsichtiger Moderator dazu auf, über die Gemeindegrenzen hinaus Angebote mit neuen Ideen zur Kenntnis zu nehmen und nach Möglichkeit für die eigene Arbeit nutzbar zu machen. Im Einzelnen wurden die folgend genannten Aktivitäten vorgestellt.

Aktiv vor Ort

Elke Bedorf aus der Trinitatiskirchengemeinde schilderte, wie Seniorenarbeit im Team geplant und durchgeführt werden kann: etwa 15 Mitarbeitende treffen sich zu Jahresanfang an einem Wochenende und bereiten das Programm mit verschiedenen Themen und zwei Ausflügen vor. Kleine, auf bestimmte Aufgaben spezialisierte Gruppen teilen sich dann die anstehenden Arbeiten auf. Zu den Nachmittagen an jedem zweiten Mittwoch kommen jeweils 50 bis 60 Teilnehmende.

Hilde Potthoff ebenfalls von der Trinitatisgemeinde berichtete, wie sie von der Stiftung „Rat + Tat“ unterstützt einen Besuchsdienst mit Schülern für die Bewohnerschaft der „Seniorenresidenz Ambiente“ aufgebaut habe. Von Zeit zu Zeit werden auch Kinder ins Seniorenheim eingeladen und verteilen sich an Tische zusammen mit den Älteren, damit sie miteinander sprechen können. Auch wenn Personen im Sterben liegen, gehen die Besuchenden zu ihnen und kümmern sich um sie, was zugleich eine Ausbildung zur Hospizarbeit beinhaltet.

Miriam Hiob von der Erlösergemeinde Godesberg stellte ihr Netzwerk Gute Nachbarn vor, das

vor einem Jahr über einen Aufruf im Gemeindebrief gebildet worden war. Bereits zum ersten Treffen wären rund zwanzig Personen im Alter zwischen 30 und 85 Jahren gekommen, die sich für freiwillige Hilfen wie Einkaufen, Hund ausführen und ähnliches bereit erklärt hätten. Bisher waren gut vier Dutzend Einsätze zu verzeichnen.

Maria Krüger-Sprengel von der Johanniskirchengemeinde betreibt dort seit 2001 Ökumenische Seniorenarbeit. Die hat sich gleichsam von selbst ergeben, weil auf dem Brüser Berg die katholische und die evangelische Kirche vom gleichen Architekten gebaut worden waren und beide über eine Kindertagesstätte verfügen. Nachdem zuvor Kaffeemittage veranstaltet wurden, hat die Berichtende ein Programm mit unterschiedlichen Themen geschaffen. Mit den Kindertagesstätten ergibt sich ein regelmäßiger Austausch: Etwa dreimal im Jahr kommen die Kinder zu den Senioren, einmal diese zu den Kindern. Dann werden zumeist gemeinsam Kinderlieder gesungen. Mit einem Besuchsdienst vertieft die ökumenische Seniorenarbeit außerdem die ambulante Pflege.



Gebannt lauschen die Teilnehmenden den Ausführungen der Seniorenkreis-Leitungen

Foto: Walter Neubauer

Dr. Joachim Rott von der Lukaskirchengemeinde präsentierte eine Erfolgreiche Seniorenarbeit des 1991 gegründeten „Klupp '91“ als eine Form der Erwachsenenbildung. In der Regel trifft sich der

ökumenische Seniorenkreis am Donnerstagnachmittag und behandelt dabei in Vortrag und Diskussion aktuelle und/oder jahreszeitlich anliegende Themen. So soll Anfang 2015 anlässlich des 200. Todestages von Matthias Claudius auch mit Musik an den großen Dichter erinnert werden.

Andrea Eisele von der Evangelischen Erwachsenenbildung im Kirchenkreis „An Sieg und Rhein“ teilte mit, dass der Referentenpool „Kompetenzen teilen“ bald ins Netz gestellt werde. Die Idee, Angebote von Referenten auf eine Homepage zu stellen, damit Leitende von Seniorengruppen gezielt nach bestimmten Themen suchen und dadurch Abwechslung in ihr Programm bringen können, entstand vor zwei Jahren bei einer Veranstaltung des Evangelischen Seniorennetzwerks. Die Kirchenkreis-Referentin hat über Workshops damit begonnen, das Kompetenz-Referenten-Projekt in die Tat umzusetzen; sie hat inzwischen dafür eine Förderung der Evangelischen Erwachsenenbildung Nordrhein dafür erhalten.

Referenten stellen sich

Nach diesen Vorstellungen von der Basis konnten sich die Teilnehmenden jeweils an Tischen reihum mit den Referierenden zu interessierenden Themen und Fragen vertiefend aussprechen und sich noch näher informieren. Außerdem wurden Fragen angesprochen, wie für Seniorenkreise neue Interessierte zu gewinnen sind, insbesondere „junge“ Senioren. Es empfiehlt sich, etwa mit Anschreiben zu besonderen Geburtstagen oder mit „Talente“-Abfragen im Gemeindebrief gezielt auf Jüngere zuzugehen und dann eigene Gruppen „55 plus“ oder ähnliches zu bilden. Allerdings wollen diese Altersgruppen häufig nicht längerfristig mitarbeiten, sondern bevorzugen zeitlich begrenzte Projekte. Gute Erfahrungen wurden für Engagements mit Befristungen von etwa einem Jahr gemacht, bei denen sich häufig heraus stellt, dass die Einsätze danach noch verlängert werden.

Im abschließenden Plenum fragen die Teilnehmenden danach, was auf Dauer gemeinsam be-

wirkt und erreicht werden kann. Durchweg ergab sich die Auffassung, dass mehr ökumenisch zusammen gearbeitet werden sollte. Dies sahen auch die katholischen Teilnehmenden so.

Nachdrücklich wurde zu einer Vernetzung ermutigt, die über evangelische und katholische Nachbargemeinden hinausgeht und auch ein kommunales Begegnungszentrum einbezieht. Zu besonderen Gelegenheiten wie Adventsfeiern werden oft auch Altenheime in der Nähe eingeladen oder besucht. Solche bereits bestehenden Gemeinsamkeiten können weiter ausgebaut werden.

Superintendent Rudolf Schießmann regte Seniorengottesdienste an, in denen ältere Frauen und Männer sich in ihrer Lebenssituation angesprochen und aufgehoben fühlen. Erfahrungen zeigen, dass solche Angebote eine gute Resonanz finden, insbesondere, wenn Gelegenheit zu themenorientierten Gesprächen gegeben wird. Solche Feiern bieten auch die Chance, gemeindeübergreifende Aktivitäten zu initiieren.

Vertrauen in die Zukunft Besinnungstag des ESW Pfalz zu Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht

Eine lebendige Aussprache begleitete den Besinnungstag des Evangelischen Seniorenwerks ESW Pfalz „Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht“ im Paulus-Gemeindezentrum in Kaiserslautern. Nach dem Gottesdienst wurden die Grundlagen für die das eigene Lebensende treffenden Verfügungen in Vorträgen aus medizinischer Sicht gelegt. Referenten waren der Arzt Dr. Thomas Neubert, Speyer, und Rechtsanwalt Heiko Ritter, Weinheim.

In seiner Predigt über das Gleichnis vom Feigenbaum, der auch nicht aufgegeben wird, wenn er keine Frucht mehr trägt nach Lukas 13, Verse 6

bis 9, forderte Pfarrer Thomas Jakubowski vom Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche der Pfalz, dass niemand aufgegeben werden dürfe. Der einzelne und sein durchdachter Wille seien von hoher Wichtigkeit. Verantwortlich mit dem Leben umzugehen bedeutet auch, es wieder getrost zurück in Gottes Hand legen zu können. Dazu müsse man sich aber zuvor mit Ärzten, Anwälten und Pfarrern ernsthaft besprechen. Auf deren Ratschläge könne man dann seinen reflektierten Willen guten Gewissens niederlegen. So gewinne man Vertrauen in die eigene Zukunft. Denn Gott bringe zu allen Zeiten gute Früchte in uns hervor.

Die mit lebendigen Anfragen aus der gut 40köpfigen Teilnehmerrunde des Besinnungstages beantworteten Referate des Mediziners Dr. Neubert und des Anwaltes Ritter zeigten, dass mehr als die Hälfte der Anwesenden Verfügungen für ihr Lebensende getroffen haben, was allgemein nur für etwa zehn Prozent der Bevölkerung gilt. Denn der Tod rückt für viele an Lebensjahren und durch das Sterben in Einrichtungen immer weiter weg. Angst bestehe vor Qualen durch Schmerzen, Anschluss des Körpers an Maschinen und vor der eigenen Ohnmacht.

Hier, so die Referenten, helfen Informationen. Denn Unwissenheit mache Angst. So lehrt die Erfahrung aus der Hospizarbeit, dass mit heutiger Schmerzmedikation in nahezu allen Fällen wirksam geholfen werden kann und die Sterbenden friedlich dem Tod entgegen gehen können. Beim Sterbeeintritt sollte dem Geschehen sein Lauf gelassen werden. Man solle auch die Möglichkeit belassen, dass jemand sterben dürfe.

Situation konkret beschreiben
Die Patientenverfügung ist für Zustände gedacht, in denen der eigene Wille nicht mehr geäußert werden kann. Der hierdurch Bevollmächtigte sollte als Vertrauensperson des Sterbenden die Wünsche des Verfügenden zur Geltung bringen. Dazu müssten dessen Vorstellungen aber situativ und konkret niedergelegt sein. Es genügen dabei keine allgemeinen Umschreibungen wie der

Wunsch nach einem „erträglichen Leben“ oder ein Lebensende nach der „Würde des Menschen“. Vielmehr müssten konkrete Beschreibungen gegeben werden wie etwa, dass man keine Sondenernährung wünsche.

Ferner sollen die Niederschriften in Patientenverfügungen zeitnah erneuert werden. Als Faustregel gilt hier eine erneute Niederlegung nach zwei Jahren. Denn die Vorstellungen ändern sich im Lebensverlauf. Manche Menschen wünschen sich, am Ende ihres Lebens noch bestimmte, bevorstehende Ereignisse miterleben zu können.



Dr. Thomas Neubert referiert vor den Mitgliedern des ESW Pfalz

Foto: Kurt Witterstätter

Formal ist eine Patientenverfügung auch mit der allgemeinen Vorsorgevollmacht kombinierbar. Die Vorsorgevollmacht überträgt die rechtlichen, geschäftlichen und vertraglichen Handlungen einschließlich der Aufenthaltsbestimmung wie Unterbringen für den Fall der verlorenen eigenen Willensbekundung dem Bevollmächtigten. Dieser hat dann im Fall der eingeschlossenen Patientenverfügung auch die gesundheitlichen Behandlungswünsche des Vollmacht-Erteilers zur Geltung zu bringen. Formal hat die Vorsorgevollmacht schriftlich zu erfolgen. Eine handschriftliche Ausstellung erhöht die Sicherheit vor eventuellen Fälschungen.

Aufbewahrt werden können die Vollmachten und Verfügungen beim Adressaten. Dem werden sie dann übergeben. Es ist aber auch denkbar, dass

die Niederlegungen auch an einem sicheren Ort aufbewahrt werden, wobei dem Umfeld dann aber Hinweise über Ort und Stelle zukommen sollten.

Für den Fall befürchteter Abwesenheiten der Bevollmächtigten mit eventuell längeren Anfahrtswegen kann auch eine weitere, vertrauenswürdige Person vor Ort als weiterer Bevollmächtigter eingesetzt werden.

Lebhafter Beifall dankte in der vom ESW-Pfalz-Vorsitzenden Dekan Berthold Gscheidle moderierten Gesprächsrunde den sachkundigen Referenten für ihre Darlegungen. Der Besinnungstag fand durch den von ESW-Geschäftsführerin Marion Wagner geschaffenen herzlichen Rahmen in angenehmer Atmosphäre statt. Als angenehm erwiesen sich die im Gottesdienst in Großdruck ausliegenden Liedblätter. Den kräftigen Gesang unterstützten die unter Traugott Baur konturiert aufspielenden Bläser der Senior-Brass-Gruppe.

Erfahrenes weiter geben ESW Pfalz wirbt neue Senioren

Wir nicht wirbt, stagniert, denkt sich das Evangelische Seniorenwerk ESW Pfalz. Für den pfälzischen und angrenzenden Bereich hat der dortige ESW-Landesverband daher einen neuen Flyer aufgelegt, in dem er Seniorinnen und Senioren darauf anspricht, dabei mitzumachen, Erfahrenes anderen mitzuteilen und damit Brücken zwischen den Generationen zu schlagen. Das neue Falblatt hat folgenden Wortlaut: „Liebe Seniorinnen, liebe Senioren, wir, die ältere Generation, haben viel erfahren und gelernt. Dazu zählt unsere reiche Lebens- und Glaubenserfahrung. So gerne wir uns erinnern, zurückblicken und uns miteinander austauschen, so wichtig ist es, unser Erfahrungswissen an die junge Generation weiter zu geben.“

Mit persönlichen Kontakten und Gesprächen in der Gemeinschaft vertiefen und verarbeiten wir unsere Lebenserfahrung, entdecken neue Perspektiven, gewinnen Mut, Freude und Zuversicht für unsere Aufgaben und zum Brückenbauen zwischen den Generationen.

Wir laden Sie herzlich zu unseren Veranstaltungen ein und würden uns freuen, Sie als Mitglied im Evangelischen Seniorenwerk Pfalz begrüßen zu dürfen! Wir freuen uns auf Sie!
Berthold Gscheidle, Erster Vorsitzender.“

Eine Bewährung für solche Generativität bot der Informationsstand beim Ökumenischen Kirchentag in Speyer, bei dem ESW-Mitglieder zum ökologischen Fußabdruck informierten.



Eine junge Kirchentagsbesucherin prüft unter Anleitung der ESW-Standbetreuerin ihren Wasserabdruck.

Foto: Kurt Witterstätter

**Alle Menschen haben
Zugang zu Gott, aber
jeder einen anderen.**

Martin Buber

Zeit-Besitzer als Taktgeber Positionspapier des ESW- Bayern zur neuen Alterskultur

Ein Positionspapier zu einer neuen Alterskultur legt das ESW Bayern vor. Die in den Ruhestand getretenen Christen mögen danach ihre Kompetenzen vor Ort in den Gemeinden und Nachbarschaften einbringen. Damit könnten sowohl Hochaltrigen und Betagten, aber auch zeitmäßig beengten jungen Familien Hilfen geleistet werden. So könnten die jung-alten Zeitbesitzer zu neuen Taktgebern der Gesellschaft werden. Dies sei in den Kirchenkreisen vor Ort abzustimmen. In dem vom Landesvorsitzenden Fritz Schroth vorgelegten Papier lesen wir das Folgende.

Statistisch gesehen bekommen wir im Alter pro Kalenderjahr drei Monate zusätzlich an Lebenszeit. Wir werden so alt wie nie zuvor in der uns bekannten Geschichte der Menschheit. Für Ältere gibt es eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute Nachricht ist, dass Ältere in aller Regel viele Jahre bei guter Gesundheit und ausreichender Versorgung vor sich haben. Die schlechte Nachricht: Ältere hinterlassen ihren Kindern und Enkeln eine Welt von unlösbaren Problemen, wenn sich nichts ändern würde. Aus diesem Grund sind Ältere nach dem Broterwerb zu einem generativen Verhalten herausgefordert.

Auf der anderen Seite braucht die Kirche mit ihren Gemeinden eine altersfreundliche Kultur, bei der die Fähigkeiten der Älteren den entsprechenden Raum finden. Eine altersfreundliche Kultur kann sich nur entwickeln, wenn die Stärken des Alters für das Gelingen gemeindlichen Lebens gesehen und wertgeschätzt werden. „Wer dem Alter und den alten Menschen nichts zutraut, wird von ihnen auch nichts erwarten können“. Bei der weiter steigenden Lebenserwartung bei guter Gesundheit und der erworbenen Fähigkeiten, auf die weder Kirche noch Gesellschaft

verzichten kann, muss die Kirche eine Antwort für die Zukunft finden. Zukunft und Alter dürfen nicht mehr als Gegensätze gesehen werden.

Das Ja zum Leben und zur Lebensqualität gehört auch den Hochaltrigen. Selten ist jemand so schwach, dass von ihm kein Beitrag zur Selbstorganisation des eigenen Lebens mehr geleistet werden kann. Es gehört zur Würde des Menschen, die vorhandene Restkraft zur eigenen Versorgung einzusetzen. Zur Generationengerechtigkeit und dem Einstehen füreinander, gehört untrennbar die Altersgerechtigkeit. Dabei geht es darum, die Kompetenzen der Älteren wahrzunehmen, ihre soziale Integration nach Kräften zu fördern, um damit auch belastungsfähige Antworten auf die im Alter immer neu virulent werdenden Sinnfragen geben zu können.

Eine neue Art von Generationenvertrag könnte darin bestehen, dass Ältere mit ihren Gaben und Fähigkeiten sich um Hochaltrige und Betagte kümmern, da sie ihnen altersmäßig am nächsten sind. Das bedingt eine intakte Nachbarschaft und eine wertschätzende Wahrnehmung vor allem dort, wo Hilfe nötig ist.

Zu dieser Art eines Generationenvertrags könnte aber auch gehören, dass Ältere mit ihrem Potential, nicht zuletzt an Zeit, auch jüngeren Familien in der Nachbarschaft Unterstützung und Hilfe anbieten, um diese zu entlasten. Grundsätzlich könnte die Kirche im hier beschriebenen Themenbereich gerade auch mit ihrer theologischen Kompetenz Sinngabe im Alter und Taktgeber der Gesellschaft sein.

Nagende Angst verneinen ESF tagt in Kassel zu seelischen Alterslasten

Was ist zu tun, wenn uns die Angst übermannt? Fachleute kennen das Phänomen der Altersdepression und ersinnen Hilfen. Das Evangelische

Seniorenforum ESF lädt unter seinem neuen Sprecher Pastor Matthias Ekemann zu einem Multiplikatorentreffen zum Umgang mit Altersängsten ein für Mittwoch, 23. September, von 10 bis 17 Uhr in den Friedenshof Kassel. Das Hauptreferat hält der Internist und Geriater Professor Dr. Werner Vogel, Hofgeismar, zum Thema „Fürchte dich nicht: Und wenn die Angst trotzdem nagt?“ Die drei Seminargruppen, von denen die Teilnehmenden jeweils zwei verfolgen können, kreisen um die Gebiete Traumata aus der Vergangenheit, Seelsorge für Belastete und angstlösende Palliativmedizin. Der Friedenshof liegt in der Kleinen Rosenstrasse 4 in Kassel und ist vom IC-Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe aus mit den Straßenbahnlinien 1, 3 oder 8 (Richtung Vellmar, Iringhäuser Straße oder Kaufungen) über die Haltestelle Königsplatz zu erreichen. Die Anmeldung geschieht über Evemarie Stephan-Ambacher, Hilgershäuser Weg 33a, 34212 Melsungen.

Ins Diakonissenhaus ESW-Jahrestagung vor dem Seniorentag



Foto: Diakonissenhaus

Vorgeschaltet vor den am Donnerstag, 2. Juli 2015, beginnenden elften Deutschen Seniorentag in Frankfurt hält das Evangelische Seniorenwerk ESW seine Jahrestagung 2015 ab. Sie

findet im Frankfurter Diakonissenhaus statt und beginnt am Mittwoch, 1. Juli 2015, um 13.00 Uhr. Neben den Regularien mit Kassenbericht und Entlastung sind eine Bibelarbeit und die Arbeit an der BAGSO-Erklärung „Gemeinsam in die Zukunft“ vorgesehen. Die ESW-Mitgliedschaft hat so die Gelegenheit, an der ESW-Jahrestagung und am diesjährigen Seniorentag mit einer Anreise teilzunehmen. Das Frankfurter Diakonissenhaus liegt in der Cronstettenstrasse 57-61 in 60322 Frankfurt nordwestlich der Innenstadt. Das Frankfurter Diakonissenhaus ist zu erreichen von der Hauptwache mit den U-Bahnlinien 1, 2 oder 3 (Richtungen Ginnheim, Gönzenheim oder Hohemark) über die Haltestelle Holzhausenstrasse. Telefon ist 069 2713430, Mail: info@diakonisse.de

Mit Jüngeren die Zukunft verantworten BAGSO plant Seniorentags-Erklärung

An die Welt von morgen denken die in der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, darunter auch das ESW, zusammen geschlossenen Verbände. Beim Elften Deutschen Seniorentag vom 2. bis 4. Juli 2015 in Frankfurt soll dazu eine Erklärung verabschiedet werden, deren Entwurf vom 13. Mai 2015 folgenden Inhalte hat.

Wie sieht unsere Welt von morgen aus? Diese Frage beschäftigt nicht nur junge Menschen, sondern auch die älteren. Sie sehen sich in der Mitverantwortung für künftige Generationen und spielen eine aktive Rolle bei der Gestaltung der Gesellschaft. Das Motto des Deutschen Seniorentages steht für das Bestreben von Seniorinnen und Senioren sowie ihrer Vertretungen, hierbei mit anderen Generationen und gesellschaftlichen Gruppen an einem Strang zu ziehen.

Frauen und Männer, die heute im Seniorenalter sind, haben mit ihrer Lebensleistung wesentlich zur Entwicklung einer demokratischen Gesellschaft beigetragen, in der Werte wie Mitverantwortung und Solidarität gelebt werden. Mit dem demografischen Wandel, insbesondere der zunehmenden Langlebigkeit, kommen neue Herausforderungen auf uns zu. Im Durchschnitt sind ältere Menschen so gesund wie nie zuvor. Viele halten sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten körperlich und geistig fit, achten auf gesunde Ernährung, bilden sich weiter, z.B. im Umgang mit den neuen Medien, und engagieren sich vielfältig in Familie, Nachbarschaft, Vereinen und Initiativen.

Gleichzeitig bewirkt der soziale und gesellschaftliche Wandel eine Differenzierung sozial-kultureller Milieus und eine größere ethnische, kulturelle und religiöse Vielfalt. Infolgedessen müssen die Menschen mit ihren individuellen Fähigkeiten, Bedürfnissen, Erfahrungen und Beeinträchtigungen wahrgenommen und ihre Eigen- und Mitverantwortung gefördert werden. Werte wie Toleranz, Respekt, Solidarität und Gemeinsinn müssen eine höhere Bedeutung erfahren.

Für soziale Gerechtigkeit
Soziale Sicherheit für alle Generationen ist eine Errungenschaft, die es zu bewahren gilt. Die sozialen Sicherungssysteme haben gerade in Krisenzeiten ihre Leistungsfähigkeit bewiesen. Dazu haben die heute Älteren einen großen Beitrag geleistet und es ist ihnen ein vordringliches Anliegen, dass auch die nachfolgenden Generationen auf diese Sicherheit vertrauen können.

Verschiedene Maßnahmen müssen dazu beitragen, eine stabile und nachhaltige Finanzierung der gesetzlichen Rentenversicherung zu sichern. Dazu gehört eine höhere Beschäftigungsbeteiligung Älterer. Wir müssen den Anteil derjenigen, die unmittelbar aus einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung in die Rente gehen (derzeit sind es nur etwa 25 Prozent) deutlich erhöhen. Menschen, die über die gesetzlich festgelegte Altersgrenze hinaus erwerbstätig sein

wollen, sollte dies auf freiwilliger Basis, individuell und flexibel, ermöglicht werden.

Eigenverantwortung und Unterstützung in schwierigen Lebenslagen müssen in einer vernünftigen Balance stehen. Die Privatisierung von Lebensrisiken und die Verlagerung von Kosten auf die Einzelnen verstärken jedoch soziale Ungleichheiten. Hinzu kommen wachsende Lücken in der öffentlichen Daseinsvorsorge: Marode Schulen, Abbau des öffentlichen Nahverkehrs, Schließung von Sport- und Kultureinrichtungen sowie Begegnungsstätten und Mängel bei der gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung.

Obwohl Deutschland eines der reichsten Länder der Welt ist, leben rund 15 Prozent der Bevölkerung, also etwa 12 Millionen Menschen, in relativer Armut. Betroffen sind vor allem Familien mit Kindern, Alleinerziehende und in steigendem Maße auch ältere Menschen. Niedrige Löhne, Arbeitslosigkeit und Ausfallzeiten durch Erziehung bzw. Pflege im Lebenslauf vieler Menschen steigern das Risiko, im Alter zu verarmen. Wir wollen diese Entwicklung nicht hinnehmen und fordern deshalb ein Programm zur wirksamen und nachhaltigen Bekämpfung von Armut. Dazu gehört auch, dass kein Jugendlicher ohne Abschluss die Schule verlässt und alle eine Chance auf eine qualifizierte Berufsausbildung erhalten.

Mit allen Generationen

Die Gestaltung der Zukunft obliegt allen Generationen. Grundlage dafür sind Solidarität, gegenseitiges Verständnis, Toleranz sowie die Bereitschaft, miteinander und füreinander Verantwortung zu übernehmen. Vielfach ist das gelebte Realität, vor allem in Familien und im freiwilligen Engagement. So sind in Kommunen vielfältige Beispiele für generationenübergreifende Aktivitäten entstanden, von Lern- oder Ausbildungspatenschaften über Zeitzeugenprojekte bis hin zu „Wunschgroßeltern“. Dies ist ein wichtiger Beitrag zum gegenseitigen Verständnis von Jung und Alt.

Wir plädieren dafür, Tätigkeiten wie die Sorge um Kinder und Enkel oder ältere Angehörige, die

Arbeit im Haushalt, das Engagement in der Nachbarschaft und in der Zivilgesellschaft besser zwischen den Generationen und Geschlechtern zu verteilen.

Für die allermeisten Kinder ist es selbstverständlich, sich um ihre Eltern zu kümmern, wenn diese einmal Hilfe oder Pflege benötigen, wie auch alte Menschen ihre Kinder und Enkel in vielfältiger Weise unterstützen. Viele ältere Menschen sagen, sie wollen ihren Angehörigen nicht zur Last fallen. Wir ermuntern alle Beteiligten, sich damit auseinanderzusetzen, wie eine gute Versorgung gelingen kann, die die Bedürfnisse aller Beteiligten berücksichtigt. Politik und Unternehmen fordern wir auf, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf stärker zu fördern, auch durch die Schaffung betrieblich organisierter Entlastungsangebote für pflegende Angehörige.

Der Dialog der Generationen findet auch auf gesellschaftlicher Ebene statt. Jugendliche und ihre Vertretungen ermuntern wir, gemeinsam mit Seniorenorganisationen und anderen Verbänden zusammenzuarbeiten, um die vielen Gemeinsamkeiten in den eigenen Positionen und Forderungen herauszustellen und allen entgegenzutreten, die Konflikte zwischen den Generationen heraufbeschwören wollen.

In der jüngeren Generation ist die Nutzung moderner Technologie in allen Lebensbereichen selbstverständlich. Für manche Menschen ist der Zugang zu modernen Medien jedoch erschwert, sei es aufgrund ihres Alters oder ihrer sozialen Situation. Jung und Alt sollten sich gemeinsam dafür einsetzen, dass „Nonliner“ nicht von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen werden. Gleichzeitig muss die Unterstützung für ältere und Technik unerfahrene Menschen beim Umgang mit modernen Medien weiter ausgebaut werden.

Mit unterschiedlichen Lebenserfahrungen Toleranz, gegenseitige Wertschätzung und Solidarität sind Grundlage für ein gelingendes Zusammenleben in einer pluralistischen Gesell-

schaft. Die moderne Gesellschaft ist auch gekennzeichnet durch einen Wandel der Familie. Alleinstehende, Kinderlose, Patchwork-Familien, Alleinerziehende und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften gehören heute ebenso dazu wie Klein- und Großfamilien unterschiedlicher Zusammensetzung. Wir fordern alle Menschen auf, offen gegenüber anderen Lebenserfahrungen und Lebensentwürfen zu sein.

Der Anteil von Migrantinnen und Migranten unter den Älteren wächst. Wir ermutigen alle Beteiligten, die spezifischen Potenziale und Bedürfnisse der älteren Menschen mit Migrationshintergrund stärker zu berücksichtigen. Dies umfasst neben der interkulturellen Öffnung der Altenhilfe eine verstärkte Kooperation und Vernetzung mit den Organisationen der älteren Migrantinnen und Migranten und die Anerkennung ihres vielfältigen Engagements in Familien und Quartieren, Vereinen und Initiativen. Eine Sensibilisierung der Altenarbeit ist auch im Hinblick auf die Gruppe alternder homosexueller Menschen erforderlich.

Die heute noch lebenden Opfer der nationalsozialistischen Diktatur haben einen Anspruch darauf, gerade von staatlicher und institutioneller Seite mit größtmöglicher Sensibilität behandelt zu werden. Das Gleiche gilt für die vielen durch Kriegs- und Nachkriegserlebnisse traumatisierten Menschen. Unter ihnen gibt es viele, für die die eigene Erfahrung, z.B. von Ausbombung, Flucht und Vertreibung, ein Ansporn ist, um Flüchtlinge, die derzeit aus Kriegs- und Krisenregionen nach Deutschland kommen, in lokalen Initiativen zu unterstützen.

Mit Beeinträchtigungen teilhaben
Alle Menschen, gleich in welcher Lebenssituation, müssen die Möglichkeit haben, ihr Leben selbstständig und selbstverantwortlich zu gestalten und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen wie z.B. Mobilitätseinbußen oder Seh- und Hörbehinderungen, die häufig erst im Laufe des Lebens entstehen, aber auch Menschen mit psychischen und geistigen Beeinträchtigungen

sowie ihre Angehörigen stoßen jedoch oft auf Hindernisse und Ausgrenzung.

Wir setzen uns dafür ein, dass Ämter und Beratungsstellen, Kultur-, Sport- und Bildungsangebote leicht zugänglich, gut auffindbar und auf Menschen mit Handicaps abgestimmt sind. Öffentliche Verkehrsmittel müssen einfach und barrierefrei nutzbar und das Wohnumfeld muss frei von Stolperfallen sein. Barrierefreiheit im Wohnumfeld kommt, ebenso wie eine nutzergerechte Gestaltung von Alltagsprodukten, nicht nur Menschen mit Beeinträchtigungen, sondern allen zugute.

Wir halten es für notwendig, durch eine stärkere zielgruppenspezifische Gesundheitsförderung, Prävention und Rehabilitation Pflegebedürftigkeit soweit wie möglich zu vermeiden oder hinauszuzögern. In diesem Sinne muss auch die bestehende Lücke zwischen Akutversorgung z.B. im Krankenhaus und pflegerischer Versorgung zu Hause geschlossen werden, damit ein vorübergehender Hilfebedarf angemessen abgedeckt werden kann.

Wir begrüßen die Einführung einer neuen Definition von Pflegebedürftigkeit, die sich an der aktuellen Lebenslage und dem Unterstützungsbedarf von hilfe- und pflegebedürftigen Menschen orientiert und kognitive und psychische Beeinträchtigungen stärker berücksichtigt.

Mehr als zwei Drittel aller Pflegebedürftigen werden zum Teil bis an ihr Lebensende zu Hause versorgt. Die Pflegebedürftigen und ihre Angehörigen tragen den Großteil der finanziellen und persönlichen Belastungen. Ihre Interessenvertretungen sind daher stärker als bisher an allen wichtigen Entscheidungen im Pflegesystem zu beteiligen.

Die Zahl der an Demenz erkrankten Menschen nimmt weiter zu. Die Krankheit stellt Betroffene, Angehörige und die Gesellschaft vor besondere Herausforderungen. Wissen über den richtigen Umgang mit Menschen, die an einer Demenz

leiden, muss auch im Krankenhaus, in Behörden, bei Feuerwehr und Polizei, beim Einzelhandel und in Banken sowie in der Bevölkerung verbreitet werden. Neben der Möglichkeit, sich mit anderen Erkrankten in speziellen Einrichtungen zum Singen, Malen und anderen Aktivitäten zu treffen, sollten Menschen mit Demenz so lange wie möglich auch an allgemein zugänglichen Angeboten wie z.B. in Sportvereinen teilhaben können.

Wir fordern nicht zuletzt einen stärkeren Ausbau von Palliativmedizin und Palliativpflege sowie einer im Kern ehrenamtlich ausgeübten Hospizarbeit, und zwar dort, wo die Menschen ihre letzten Lebensstage verbringen und wo sie sterben: in Krankenhäusern und Pflegeheimen, aber auch in ihrem vertrauten Zuhause.

Engagiert zusammen leben

Wir alle gewinnen eine lebenswerte Zukunftsperspektive, wenn wir uns mit dem eigenen Bild vom Alter(n) und den Wünschen nach einem sinnerfüllten Leben auseinandersetzen. Der Wunsch, Teil der Gesellschaft zu sein, gebraucht zu werden, für andere zu sorgen, ist in jedem Lebensalter ein existenzielles menschliches Bedürfnis.

Das Wohnviertel, die Gemeinde sind die Orte, an denen jede und jeder Einzelne als Teil einer Gemeinschaft Verantwortung für eine inklusive, solidarische Gesellschaft wahrnehmen kann. Gegenseitige Hilfe und bürgerschaftliches Engagement sind für das Zusammenleben unverzichtbar. Ein solches Engagement muss jedoch freiwillig sein. Frauen und Männer, die sich für andere einsetzen, brauchen Unterstützung und Wertschätzung, Qualifizierung und Begleitung. Die Kommunen sind für die Schaffung und den Erhalt einer Engagement fördernden Infrastruktur verantwortlich. Sie müssen aber auch in die Lage versetzt werden, die freiwillig Tätigen verlässlich und dauerhaft zu unterstützen.

„Sorgende Gemeinschaften“ und die Förderung aktiver Nachbarschaften werden in Zeiten veränderter Familienstrukturen immer wichtiger,

gerade für Menschen ohne eigene Kinder. Hier spielen auch die Kirchengemeinden eine wichtige Rolle. Wir fordern verstärkte Anstrengungen, um Konzepte für einen Profi-Laien-Mix aus familiärer Betreuung, Sozialleistungen, bezahlbaren haushaltsbezogenen Dienstleistungen sowie freiwillig Engagierten im Wohnumfeld zu entwickeln. Dies kommt dem Wunsch der allermeisten älteren Menschen entgegen, so lange wie möglich in der eigenen Wohnung zu leben und noch eine Aufgabe zu übernehmen.

Das „Zu-Hause-Sein“ gewinnt im Alter an Bedeutung. Wir fordern verstärkte Anstrengungen bei der Schaffung altersgerechten Wohnraums. Förderungen für Neubauten sollten an die Bedingung geknüpft sein, dass barrierefrei gebaut wird. Damit bei Bedarf auch technische Assistenzsysteme genutzt werden können, die zur Erhaltung eines selbstständigen Lebens und einer guten medizinischen Versorgung beitragen, muss die dafür erforderliche technische Infrastruktur geschaffen und die Finanzierbarkeit für alle sozialen Gruppen gesichert werden.

Daneben muss es mehr Informationen zu gemeinschaftlichen Wohnformen, insbesondere auch solchen mit Pflegeangeboten, geben. In Städten und Ballungsgebieten ist eine wirksame Begrenzung der Wohnkosten dringend erforderlich. In ländlichen Räumen müssen mobile bzw. gut erreichbare Angebote zur Alltagsversorgung ausgebaut werden. Dafür gibt es bereits viele gute Beispiele, deren nachhaltige Förderung auch über Modellprojekte hinaus notwendig ist.

Fazit

„Gemeinsam in die Zukunft!“ heißt für die in der BAGSO zusammengeschlossenen Verbände: Mehr Gemeinschaft und Miteinander zwischen Menschen verschiedener Generationen, unterschiedlicher Herkunft oder Religion, zwischen Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen sowie zwischen Menschen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen.

Wir rufen die Verantwortlichen in Politik und Gesellschaft, aber auch alle Bürgerinnen und

Bürger dazu auf, an einer toleranten, inklusiv denkenden und handelnden Gesellschaft mitzuwirken und die gegenseitige Wertschätzung aller Menschen zu fördern. Unser Lebensumfeld müssen wir so gestalten, dass alle Bürgerinnen und Bürger selbstständig, selbstbestimmt und gleichberechtigt ihren Alltag gestalten und am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Die Herausforderungen der demografischen Veränderungen, vor allem der zunehmenden Langlebigkeit, und des soziokulturellen Wandels können wir nur gemeinsam bewältigen.

Kampf dem stillen Hunger ESW-Brotzeit-Tagung „Satt ist nicht genug“ in Berlin von Elisabeth Heinecke, Denkendorf

Bei der jüngsten Tagung der BrotZEIT-Gruppe des ESW im neuen Gebäude des Evangelischen Werks für Diakonie und Entwicklung in Berlin erhielten die seit zehn Jahren der Gruppe zugehörigen Mitstreiterinnen und Mitstreiter aus der Hand der EWDE-Präsidentin Cornelia Füllkrug-Weitzel ein „buntes Verdienstkreuz“. Auch ESW-Vorsitzender Elimar Brandt konnte die Geehrten beglückwünschen.

Motto der von gut 25 Teilnehmenden besuchten Tage in Berlin war das aktuelle Aktionsthema von Brot für die Welt „Satt ist nicht genug!“.

Fachreferenten von Brot für die Welt führten in das Thema ein und regten zur Auseinandersetzung mit eigenen Beiträgen an. Darüber hinaus lernten die BrotZEIT-Aktiven die neue Heimstatt von Brot für die Welt rund um den Berliner Nordbahnhof, den ehemaligen Stettiner Bahnhof, mit dessen Sozial- und Diakoniegeschichte kennen.

Auf die Ursachen und Folgen des „stillen Hungers“ durch Unter- und Mangelernährung, an dem weltweit mehr als zwei Milliarden Men-

schen leiden, darunter allein sechs Millionen Kinder unter fünf Jahren, wies der Referent für Ernährung bei Brot für die Welt, Bernhard Walter, unter dem Titel „Satt ist nicht genug: Zukunft braucht gesunde Ernährung“ hin. So erfuhr man, dass Eisenmangel zu hoher Müttersterblichkeit mit schlechten Überlebenschancen bei den Kindern führt. Vitamin A-Mangel verursacht Erblindungen. Da nahezu 80 Prozent der von Mangel- und Fehl-Ernährung Betroffenen auf dem Land leben, setzt sich Brot für die Welt für die Verbesserung der Lebens- und Produktionssysteme von Kleinbauern, Fischern und ihren Familien, Viehhirten und Landlosen ein. Es geht dabei auch um soziale Sicherheit, Sicherung von Einkommen und Zugang zu den Gesundheitssystemen. Der Kampf gegen Mangelernährung muss auf nationaler und globaler Ebene geführt werden, damit das Recht auf Nahrung für alle erfolgreich verwirklicht wird. In der nachfolgenden Diskussion wurde bedauert, dass Brot für die Welt in den Medien nicht deutlicher provoziert und mehr politischen Druck auf die Regierenden ausübt.

Für die Arbeit vor Ort

Referentin Mareike Bethge für das Schwerpunktthema „Satt ist nicht genug“ gab unter dem Titel „Mein möglicher Beitrag zum globalen Sattwerden“ konkrete Tipps. Gemeinsam mit Ehrenamts-Referentin Sabine von Barga stellte sie die Materialien von Brot für die Welt vor. Ziel der dreijährigen Kampagne von „Satt ist nicht genug“ ist es, die kirchliche Öffentlichkeit zu erreichen und darüber hinaus die öffentliche Wahrnehmung zu sensibilisieren sowie den Brückenschlag zu Themen der Diakonie herzustellen. Eine Handreichung mit einer überschaubaren Zusammenfassung des Themas und Anregungen für die praktische Umsetzung in den Gemeinden wurde verteilt. In der Diskussion wurde die Thematik mit dem Zusatz „Zukunft braucht gesunde Ernährung“ erweitert. Die Materialien von Brot für die Welt wurden befürwortet, man wünschte sie sich aber sprachlich noch geschärfter, um die Dringlichkeit notwendiger Veränderungen und politischer Entscheidungen zu unterstreichen. Andere Teilnehmende erinnerten an die vielen

kleinen Schritte, die jeder einzelne als Verbraucher, als Gemeindeglied und als Nutzer der neuen Medien unternehmen kann.

Die Andachten wurden im EWDE gefeiert. Das Besondere der „sakralen Mitte“ dieses modernen Büro-Neubaus sind Kreuz, Altar und Leuchter, die aus Holzspenden von Partnerländern im globalen Süden gestaltet wurden. Der offene Andachtsraum verbindet damit symbolisch die weltweite Christenheit mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, Mentalitäten und Religionen.

In das Abendprogramm „Was macht mich satt?“ führten zwei Teilnehmerinnen mit Texten von ehemaligen Kriegskindern ein. Alle in der Runde konnten die Berichte mit Stein oder Kugel aus eigenen Erinnerungen ergänzen und ihre Erfahrungen mit Hunger und Sattwerden beschreiben. Bei einem zu reichhaltigen Abend-Buffer befremdete, dass nicht verbrauchte Reste „entsorgt“ werden sollten. So wurde angesichts des Themas Ernährungsprobleme auch Überfluss deutlich. Die Teilnehmenden baten, das Buffet am nächsten Abend bescheidener anzurichten.



Teilnehmende der ESW-Brotzeit-Tagung bei der alternativen Stadtführung in Berlin. Foto: Elisabeth Heinecke

Kampf für Hygiene

Eine alternative Stadtführung leitete Dr. Torsten Flüh zum Thema „Satt in Berlin: Der Geist der

Diakonie und Bettina von Arnim“. Der Weg führte von der Elisabeth-Kirche in der Invalidenstraße über die Markthalle zur Golgathakirche in der Borsigstraße. Der Stadtführer berichtete, dass Bettina von Arnim (sie lebte von 1785 bis 1859) als eine der ersten ihrer Zeitgenossen Ursachen und Folgen von Armut beschrieben hat. Ihre Sozialkritik „Dies Buch gehört dem König“ aus dem Jahre 1843 widmete sie dem damaligen Preußenkönig als dem politisch Verantwortlichen. Der preußische Staat ließ zur moralischen Besserung der armen Bevölkerung Kirchen bauen. So ist die Elisabeth-Kirche nicht der Heiligen gewidmet, sondern einer preußischen Prinzessin gleichen Namens. Sie wird derzeit restauriert und kulturell genutzt. Man erfuhr von der Landflucht im Zuge der Industrialisierung. Die Menschen ließen sich in engsten Quartieren vor den Toren der Stadt unter miserablen hygienischen Bedingungen nieder, die zu Brutstätten für Krankheiten wurden. Sie gipfelten in der Cholera-Epidemie von 1831.

Erste Einrichtungen dienten der besseren Hygiene und Gesundheit. Neue gusseiserne Trägersysteme der Firma Borsig in der Chausseestraße ermöglichten eine überdachte Markthalle, in der die Bauern ihre Waren unter sauberen Bedingungen anbieten konnten. Auch die neue Praktik, Lebensmittel und Getränke wie Bier und Milch zu pasteurisieren, war ein Fortschritt. Öffentliche Wannenbäder, die für die breite Masse gebaut wurden, nutzte man noch bis nach dem zweiten Weltkrieg.

Erste Bahnhofsmission

Die Kirche im frühen 19. Jahrhundert war zunächst mit der „sozialen Frage“ überfordert. In den Vorstädten wurden neue Kirchen gebaut, und neben den Predigern wurden Hilfsprediger tätig, die sich um die Nöte der Menschen kümmerten. Nicht weit vom Stettiner Bahnhof, dem heutigen Nordbahnhof, befindet sich die Golgathakirche und gleich daneben ein Gebäude, das für die Anfänge der Bahnhofsmission gelten kann. Die Teilnehmenden erfuhren, dass dort vor allem jungen Frauen nach ihrer Ankunft in Berlin

Hilfe angeboten wurde. Erst 1848 entstand die organisierte Diakonie in Deutschland. Der neue EWDE-Name „Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung“ macht deutlich, dass Brot für die Welt und Diakonie zusammengehören.

Aus den einzelnen BrotZEIT-Gruppen wurde berichtet. Teilnehmer aus dem Raum Dresden erzählten von ihren Erfahrungen und Erlebnissen mit dem Phänomen Pegida. Das Gespräch machte betroffen und beschäftigte alle, ohne dass man dieses Problem kurzfristig erklären oder lösen konnte. Die Andacht am Schlusstag gestaltete die Pfälzer BrotZEIT-Gruppe. Sie nahm die Luther-Dekade für Luthers Leben, Lieder und Gebete zum Anlass. Anschließend berichteten andere BrotZEIT-Gruppen und einzelne Engagierte aus den Regionen. Das Spektrum reichte weit von Bremen, Niedersachsen, Niederrhein, Pfalz, Bayern, Sachsen, Brandenburg bis nach Berlin. Die Gruppenstärke variiert zwischen zwölf und fünf Personen, die Frequenz der regelmäßigen Treffen zwischen monatlich und dreimal im Jahr. Daneben berichteten zehn Teilnehmende, die als „Solisten“ der BrotZEIT angehören. Manche davon sind in örtlichen Initiativen aktiv oder unterstützen Projekte oder aber befinden sich noch auf der Suche nach einem ehrenamtlichen Engagement. Das Verbindende bleiben die Jahrestagung und der Austausch unter Gleichgesinnten. Dem Evangelischen Seniorenwerk gehören als Einzelmitglieder die meisten Pfälzer an. Beim Stuttgarter Kirchentag und beim Frankfurt Seniorentag wollen die BrotZEIT-Aktiven ihre Initiativen vorstellen.

Arbeitsmaterial: Anne-Ev Ustorf: Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs. Herder-Taschenbuch 2013. Internet-Material www.brot-fuer-die-welt.de/shop/Gemeindearbeit/Meditationstuch. Materialien zum Thema „Stillen Hunger bekämpfen: Eine Investition in die Zukunft“ bestellen oder im Internet nachlesen unter www.brot-fuer-die-welt.de/mediathek/presentationen.html

Nächste Jahrestagung in der Pfalz
Die nächste BrotZEIT-Tagung wird vom 26. bis 28. April 2016 im Diakonissen-Mutterhaus in Lachen-Speyerdorf bei Neustadt an der Weinstraße unter dem Arbeitstitel „Flucht und Entwicklung“ stattfinden

Für Sie gelesen... ...von Kurt Witterstätter

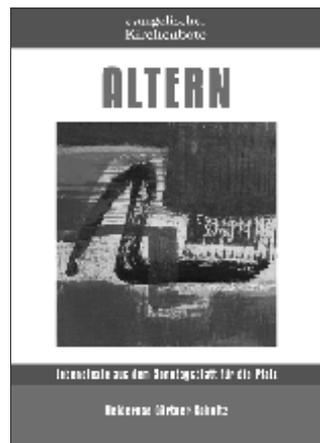
Blick zurück in Milde
Die Emotion mit angenehmen Erinnerungen bei Dementen ansprechen will das im Reinhardt-Verlag erschienene Vorlese-Bändchen „Ein Koffer voller Erinnerungen“ von Peter Krallmann und Uta Kottmann. Die gut vier Dutzend kurzen Begebenheiten von zwei bis drei Minuten Dauer kreisen um den Alltag, die Natur, die Familie, Beruf und Urlaub sowie die Hobbys. Kleine Unliebsamkeiten gehen immer gut aus, damit die Hörenden in Milde zurück blicken können und nicht verunsichert werden. Das Autorenpaar fordert die Vorlesenden auch auf, sich beim Lesen ihrem Auditorium um der Spiegelneuronen willen immer freundlich zuzuwenden. Ob die am Ende vorgeschlagenen kreativen Alternativen aktiv beantwortet werden, mag sich in der Praxis zeigen. Peter Krallmann, Uta Kottmann: Ein Koffer voller Erinnerungen. 52 kurze Geschichten zum Vorlesen bei Demenz. 118 Seiten. Ernst Reinhardt, München und Basel 2014. ISBN 978-3-497-02477-3. 9,90 Euro

Offene Welten schauen
Die fünfte Dimension der Unendlichkeit ist uns Menschen unbegreiflich, die wir an die endlichen drei räumlichen (lang, breit, hoch) und die zeitliche Größe gebunden sind. Alte Menschen aber gewinnen am Ende ihrer zeitlichen Wegstrecke eine besondere Vision von dieser unbegrenzt offenen Dimension. Heiderose Gärtner-Schultz zeigt uns an vielen biblischen Zeugnissen dieses Sehen in eine für uns offene, unbegrenzte Gotteswelt in ihrer im

Verlagshaus Speyer erschienenen Aufsatzsammlung „Altern“ auf. Das von Anne-Marie Sprenger symbolkräftig illustrierte, 72seitige Bändchen enthält 48 Betrachtungen der Autorin zum Altern und zum Annehmen des Lebensendes, die sie in der Wochenzeitung der Evangelischen Kirche der Pfalz „Evangelischer Kirchenbote“ erstveröffentlicht hatte.

Biblische Gestalten wie Moses, Jakob, Hiob, Hanna und Simeon werden ebenso lebendig, wie die Überlegungen zu Neustart, Versöhnung, Loslassen, Goldener Konfirmation und Hoffnung gedanklich anregend sind. Hilfreich erscheint die Logotherapie Viktor Frankls durch, das gelebte Leben nicht als verloren, sondern als sinnerfüllt anzusehen. So vernichtet der Tod nicht das voraus gegangene Leben, sondern er verewigt es, wenn der Mensch sein Lebensende „offen, bereit und aufmerksam“ lebt.

Heiderose Gärtner-Schultz: Altern Lebenstexte aus dem Sonntagsblatt für die Pfalz. Mit Bildern von Anne-Marie Sprenger. 72 Seiten. Speyer: Verlagshaus Speyer (Postfach 1263, 67322 Speyer) 2015. ISBN 978-3-939512-66-0. 9,90 Euro



Drei Heilige, drei Gewalten ESW-Bausteineheft zur „Heiligen Zahl Drei“

Im neuen Arbeitsheft für die Alten-Animationsarbeit der ESW-Schreibwerkstatt wird unter dem

Titel „Heilige Zahl Drei“ erkundet, was der Glaube an den dreieinigen Gott bedeutet. Ist es eine Abkehr vom Glauben an den einen Gott, der das Christentum schon immer ausgezeichnet hat vor ägyptischer, griechischer und römischer Vielgötterei? Und liegt in der Spezifizierung Gottes in Vater, Sohn und Heiligen Geist etwa eine Verbildlichung, die nach dem christlichen Bildnis-Verbot Gottes eigentlich doch verwehrt sein sollte? In mehreren Beiträgen geht das im Verlag Bergmoser + Höller erschienene Arbeitsheft den Fragen nach dem einen Gott und seiner bildlichen Konkretisierung nach. Die Überlegungen sollen mit Frage-Antwort-Spielen und mit gottesdienstlichen Besinnungsrunden getätigt werden. Da die Zahl Drei neben den Heiligen drei Königen auch auf anderen Feldern bis in geflügelte Alltagsworte hinein bedeutsam und gebräuchlich ist, lädt das neue, unter Redaktionsleitung von ESW-Schriftleiter Prof. Kurt Witterstätter gefertigte Arbeitsheft auch zu vielen Ausflügen und Erkundungen in andere Gebiete ein: Die Kunst kennt Dreiklänge, Trilogien und Triptychen, Trios und Terzette. Die Märchen erzählen uns von drei Hexen, drei Feen und drei Wünschen. Die Landwirtschaft praktizierte einst die Dreifelderwirtschaft. Unser Leben vollzieht sich in Jugend, Erwachsenenzeit und Alter. Die Familie umfasst die drei Generationen der Großeltern, Eltern und Kinder. Der liberale Rechtsstaat funktioniert nach dem Gewaltenteilungsprinzip von gesetzgebender, ausführender und recht sprechender Macht. Die unterentwickelten Staaten nannte man lange Dritte Welt. Und selbst so profane Kuriositäten wie drei benachbarten Burgen, drei Spielkarten, die drei gastronomischen Sterne und das Kölner Karnevals-Dreigestirn Prinz, Jungfrau und Bauer bis zu den drei Affen streift das neue Heft. Für das Jahr 2016 plant der ESW-Redaktionskreis eine Bausteine-Heft unter dem Titel „Generationen füreinander“. - Das Heft Bausteine Alternarbeit 2-2015 „Heilige Zahl Drei“ ist erhältlich über den Verlag Bergmoser + Höller, Karl-Friedrich-Strasse 76, 52072 Aachen, zum Preis von 15,- Euro zuzüglich 3,- Euro Versandpauschale.

Brücke ins Neuland ESW mit Kirchentagsstand aktiv

Der Kirchentag in Stuttgart war ein großes Fest mit vielen Begegnungen, Gottesdiensten und Veranstaltungen. Das Evangelische Seniorenwerk war wieder dabei. Mit etwa 800 anderen Vereinen, Verbänden und ehrenamtlichen Gruppen war es mit einem eigenen Stand auf dem „Markt der Möglichkeiten“ und griff die Losung des Kirchentages „damit wir klug werden“ (aus Psalm 90, 12) auf.

Der Markt der Möglichkeiten befand sich in der Zeltstadt auf dem Stuttgarter Wasen. Wir waren in der Zelthalle 5 dem Themenbereich „Lebensführung und Zusammenleben“ zugeordnet. Unsere Standnachbarn bestanden aus Vertretern der Männer- und Frauenarbeit der Kirchen, Seelsorge und Beratung sowie der Hospizarbeit. Das Evangelische Seniorenwerk wählte das Thema „Begleitung bis zuletzt – und ergänzten es - Sterben wohin?“

Wir stellten unseren Stand unter die Überschrift des vollständigen Psalmworts „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“. Wir hatten Texte und Hoffnungsbilder mit Glaubensaussagen vorbereitet und gestalteten den Stand mit großflächigen Fotos zur Thematik an drei Innenwänden. An einer Außenwand des Standes konnten die Besucher an einer Plakatwand eigene Hoffnungsbilder schriftlich zum Ausdruck bringen und mit Klebepunkten verschiedene vorgegebene Bilder des Trostes markieren.

Die Lage unseres Standes zwischen zwei Eingängen mit „Durchgangsverkehr“ war für die Besucher leicht zu finden und war zu unterschiedlichen Zeiten gut besucht. Sehr gut bewährten sich Klebepunkte an der Plakatwand, die sichtbar Akzente setzten, sehr häufig bei der tröstlichen Vorstellung „dem Licht entgegengehen“. Als Gesprächsanknüpfungspunkt wurden gern die meditativen Foto/Text-Karten zur Auferstehungshoffnung betrachtet, die wir

als Geschenk mitgaben. Den schönen Gedichtband von Frieder Theysohn verkauften wir zum Ladenpreis. Gegen Spende konnten die Besucher unser Textbuch „Begleitung bis zuletzt – Sterben wohin“ sowie Infobriefe und verschiedene Ausgaben der „Bausteine Altenarbeit“ erhalten. Außerdem hielten wir viel Informationsmaterial bereit, das je nach Interesse und Anliegen Abnehmer fand. Guten Zuspruch fanden die selbst gebackenen Herzen.

Die Gespräche am Stand waren oft sehr persönlich: Wie gestalte ich mein eigenes Alter? Wie stelle ich mich ein auf die Endlichkeit des Lebens? Gegen die Hybris der Machbarkeit aller Dinge. Wichtig war das Zuhören. Aber auch ganz praktische Wünsche nach Arbeitsmaterial für die Altenarbeit und Bildungsangeboten konnten wir entsprechen. Nicht erfüllen konnten wir Wünsche nach Literatur für die Altenpflege und Pilgerwegen.

Unser Standteam war mit 8 Personen (Freytag, Franz, Gscheidle, Heinecke, Kuchel, Löblein, Pfisterer, Stephan-Ambacher) gut besetzt, die sich im 3-Stundentakt zu zweit abwechselten. So war es möglich, sich gleichzeitig verschiedenen Besuchern zuzuwenden. Unser Vorsitzender, Herr Brandt, besuchte uns am Freitag und arbeitete einige Stunden am Stand mit. Er konnte bei dieser Gelegenheit auch weitere Absprachen für den Deutschen Seniorentag in Frankfurt treffen.

Die gründliche Vorbereitung auf unsere Thematik war für uns Standbetreuer persönlich sehr gewinnbringend. Besonderer Dank gebührt unserem Ehrenvorsitzenden, Herrn Dr. Freytag, der mit seinen „Gedankensplittern“ den thematischen Anstoß gab und Herrn Dr. Pfisterer, der die weitere Bearbeitung vorantrieb. Große Freude machte die Zusammenarbeit mit Herrn Dr. Löblein, der fast alle Fotos beisteuerte und bearbeitete. Unsere Zusammenarbeit im gesamten Team war sehr engagiert und tragend.

Bericht und nebenstehende Fotos:
von Elisabeth Heinecke



Der ESW-Stand mit Dr. Freytag



Am Stand Frau Stephan-Ambacher, besucht von Vater und Sohn Löblein



Herr Brandt und Frau Franz



Besucher an der Plakatwand



Herr Dr. Pfisterer und Frau Franz im Gespräch mit Besuchern



Schwester Iris Daut (früher Geschäftsführerin des ESW-Projekts „AusZeit“) mit Herrn Gscheidle

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Mag. theol. Elimar Brandt,
Gaudystr. 24, 10437 Berlin,
Tel. 030 44057203,
e-Mail: eb@elimar-brandt.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -Vi.S.d.PR-
Tel.: 06232 3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621 523754
Fax: 0621 62900160
e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 2-2015 ist der
1. Oktober 2015

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Der ESW-Informationsbrief
erscheint mehrmals jährlich.
Der Bezugspreis wird durch
den Mitgliedsbeitrag abge-
golfen.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
im Diakonischen Werk DWBO
Paulsenstraße 55/56
12163 Berlin
Postfach 33 20 14
14180 Berlin
Telefon: 030 44057203
www.evangelisches-seniorenwerk.de

Bankverbindung:
Evang. Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
IBAN: DE2752060410000002623
BIC: GENODEF1EK1

